



Die heilige Hedwig

Gosen
H. Hedwig

DIE SCHLESISCHEN MONATSHEFTE

HEFT 6 JUNI 1932 9. JAHRG. PREIS 1 RM

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Jahrgang IX

Nummer 6

Herausgeber: Kulturbund Schlesien

Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Landsberger, Breslau 18, Kirschallee 18

Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabtlg., Breslau 1, Schuhbrücke 83

Druck und Bildstöcke: Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Die Schlesischen Monatshefte sind das Mitteilungsblatt nachstehender Vereinigungen:
Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien / Gesellschaft der Kunstfreunde / Schlesischer
Bund für Heimatschutz / Verein für Geschichte der bildenden Künste / Künstlerbund
Schlesien / Schlesischer Landesverband des deutschen Werkbundes / Universitätsbund Breslau
Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt / Breslauer Orchester-Verein
Humboldtverein für Volksbildung / Breslauer Bachverein / Schlesische Gesellschaft für
vaterländische Kultur / Hausfrauenbund Breslau, Berufsorganisation / Liegnitzer Kunstverein
Kunstverein für die Lausitz, Görlitz / Gesangverein Breslauer Lehrer



Inhalt des Juniheftes:

Professor D. h. c. Theodor von Gosen: Kunst in Not.

Eberhard Giese, Direktor des Wohlfahrtsamts Görlitz: Die Fürsorge
für jugendliche Erwerbslose in Görlitz

I. Aschheim: Hafen von Foret

Prof. Dr. Ludolf Malten: Das achte Jahr

Ernst Hannes Brauer: Abend in Franken. Gedicht

Professor Dr. Franz Landsberger: Eine Miniatur der hl. Hedwig in
Liegnitz

Gerhard Neumann: Nonnen

Max Herrmann-Neisse: Ein Dichter erlebt Breslau

Ernst Lissauer-Wien: Zum Bilde Friedrich von Gentz'

Renée Sintenis: Kopf des Seiltänzers Reinhardt

Elfriede Meier-Lanz: Ernst Lissauer. Zeichnung

Rundschau: Schlesische Not — Schlesische Tage: Prof. Dr. Franz
Landsberger / Bildende Kunst: Dr. Max Goering (Berlin) /
Musik: Studienrat Rudolf Bilke / Wirtschaftsspiegel: Martin
Darge

Bücher

Schlesisches Himmelreich

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Monatsersten. Bezugspreis vierteljährlich
3 RM. Einzelheft 1 RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder
Postanstalt aufgegeben werden oder direkt beim Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-
Abteilung, Breslau 1, Schuhbrücke 83 (Postscheckkonto Breslau 31151. Fernsprecher 52611)

Anzeigenpreis: $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$ Seite } Bei Wiederholungen Rabatt
160 85 45 24 12,50 RM. }

Manuskripte und Besprechungs-Exemplare sind direkt an die Schriftleitung zu senden.
Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ausreichend Porto beiliegt.

„Zbiory Śląskie“

Akc. Nr. 58 / 74 / CS

Schle
Blätter für
Nummer 6



Monatshefte
Lehrjahrgang der Heimat
Jahrgang IX

KUNST IN NOT

Vortrag, gehalten für den Schlesischen Kulturring am 28. April 1932

Von Professor D. h. c. Theodor von Gosen

Kunst in Not, in äußerer und innerer Not. Lassen Sie mich zu diesem weitgespannten Thema, das gewiß eine gründlichere Behandlung erforderte, einige Gedanken äußern. Alle Kunst hat in Notzeiten immer schwer gelitten, aber nie ist ihr Quell ganz versiegt, niemals konnten auch noch so schwere Katastrophen die Kräfte ganz zum Schweigen bringen, die in Worten und Tönen und mit den Mitteln der bildenden Künste Träume und Gesichte verwirklichten, sie sind immer wieder hervorgebrochen und haben in wechselndem Vorrang die Sehnsüchte der Menschen verkündet.

Wenn heute die bildenden Künste, über die ich in meinen kurzen Ausführungen sprechen möchte, mehr leiden als in früheren Notzeiten und härter bedrängt sind als anderes Geistesgut, so ist die Ursache nicht allein die heutige wirtschaftliche Katastrophe; die Künste sind, was viel schlimmer ist, in innerer Not. Die innere Not, die eine Folge der geistigen Zerklüftung unserer Zeit ist, bringt sie in viel härtere Bedrängnis als die Wirtschaftskrisis. Innere und äußere Not bedingen sich gegenseitig.

Um die Gründe und Ursachen dieser Verstrickung zu erkennen, müssen wir weiter zurückblicken.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren die bildenden Künste eng mit dem ganzen Leben verbunden; auch in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges brauchte man sie; sie hatten eine große Wichtigkeit und Bedeutung im Leben des Volkes.

Man kann sich heute wohl kaum ganz vorstellen, wenn man an das Mittelalter und die früheren Kulturen denkt, was in einer Zeit, in der Lesen und Schreiben noch nicht Allgemeingut waren, Bilder und Figuren bedeuteten. Sie waren neben dem gesprochenen Wort die immer gegenwärtigen Verkünder der großen geistigen Ideen, die wichtigsten sichtbaren Zeugen der Religionen; durch sie sprach die Gottheit zu den Menschen und die Menschen zu ihrem Gott.

Bedenken Sie, was es bedeutete, daß im Parthenon der Griechen hoch oben über den Säulen im dunklen Dämmer des Daches ohne Licht von oben der Parthenonfries angebracht war, eines der erstaunlichsten großartigsten Meisterwerke. 160 Meter lang, von unten nur unklar zu erkennen, bekrönte dieses Wunderwerk das Innere des Tempels, der nur Licht durch die Eingangstür erhielt. Dieses Werk war geschaffen für die Gottheit, für sie allein, nicht für die Menschen.

Bedenken Sie, was die Bilder und Plastiken der Kathedralen für die damaligen Menschen bedeuteten. Sie waren die Bibel der Armen, sie erzählten dem Volk die Heilsgeschichte, sie verkörperten Gott und die Heiligen, die durch sie dem Volk gegenwärtig wurden. Klar und verständlich für das Volk, das noch mehr mit den Augen lebte, war die Sprache dieser Kunst. Die Kunst diente, diente einer großen Idee.

Die elementare Bedeutung der Bildnerei war dahin, als dann Buch und Schrift weiteren Kreisen zugänglich geworden waren. Aber auch dann noch hatten die bildenden Künste Jahrhunderte lang ein wichtiges, weites Feld der Betätigung. In welch ungeheurem Umfange bediente sich die Kirche ihrer, wie wurden sie von Königen und Fürsten zur Stärkung ihrer Macht gebraucht. Von der Wiege bis zum Grabe begleiteten sie den Menschen. Alles, was schaubar gemacht werden sollte, mußten die Künstler machen. Große und kleine, aber Künstler versorgten das unendlich weite, vielgestaltige Gebiet, und etwas wirklich ganz Schlechtes konnte schon durch den natürlichen Entstehungsprozeß gar nicht hervor-gebracht werden. Wahrhaftig glückliche Zeiten, in denen jeder Bauer noch eine Bibel mit echten Holzschnitten besaß, nicht weil er Verständnis dafür hatte, sondern weil es einfach nichts anderes gab.

Die Künste waren noch streng handwerklich gebunden. Der Weg zur Kunst führte nur durch die Werkstatt, er war nicht leicht. Es gab strenge Zunftgesetze, und der Meister nahm nicht mehr Lehrlinge, als er für seine Arbeit brauchen konnte. Durch diese strenge Gebundenheit an Bedürfnisse der Zeit waren die Künstler im allgemeinen vor Not geschützt; dadurch, daß in der Hauptsache eine große geistige Strömung das Schaffen beeinflusste, konnte keine innere Not von ausschlaggebender Bedeutung aufkommen.

Durch die großen Entdeckungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, durch die Erfindungen auf dem Gebiete der Reproduktion, durch das Aufkommen der Photographie wird die bildende Kunst aus dem lebendigen Leben immer mehr verdrängt. Sie ist nicht mehr unbedingt notwendig; es gibt auf vielen Gebieten einen Ersatz für sie, der freilich keiner ist, der aber in weitestgehendem Maße in Anspruch genommen wird.

Künstler und Handwerker sind nicht mehr die alleinigen Schöpfer und Verfertiger. Es entsteht eine Kunstindustrie, die eine heillose Verwirrung anrichtet. Die Kunst dient nicht mehr, sie wird Selbstzweck. Durch die Einrichtung von Akademien und Schulen, die nicht mehr an das Handwerk gebunden sind, wächst die Zahl der Künstler; mit einiger Begabung kann jeder Künstler werden; schon in normalen Zeiten kommen viele in wirtschaftliche Bedrängnis und äußere Not.

Durch die Aufklärung und den Rationalismus, der die Welt entgötterte, verliert die Religion an Bedeutung. Sie war bis dahin das Zentrum und der tiefste und bedeutendste Anreger. Der Glaube, diese ungeheure, tiefinnerliche Macht, die einen Parthenonfries geschaffen, die die Plastik der Kathedralen und den Isenheimer Altar mit all seinen Schauern und unerhörten Gesichtern entstehen ließ, ist dahin, oder wenigstens verschüttet. In knapp einhundert Jahren hat sich diese Wandlung vollzogen. Die bildende Kunst ist aus der Vormachtstellung, die sie Jahrtausende im Leben der Völker eingenommen, verdrängt.

Naturwissenschaft und Technik beherrschen jetzt unsere Zeit. Die verschiedensten Welt-

anschauungen, Theosophie, Antroposophie, Ideen aus den Lehren des Ostens und eine vage, ganz allgemein kosmisch gerichtete Anschauung, die mit Weltgefühlen operiert, oder auch eine völlige Gleichgültigkeit gegenüber den Geheimnissen unseres Seins, alle diese sich widersprechenden geistigen Strömungen haben neben den Religionen einen entscheidenden Einfluß auf das Kunstschaffen.

„Der Zeitgeist ist wie ein scharfer Ostwind, der durch alles hindurchdringt“, sagt Schopenhauer. Durch die Winde, die aus allen Richtungen blasen, wächst die innere Not und Unsicherheit ins Ungeheure.

Was haben wir seit Beginn dieses Jahrhunderts schon alles an Richtungen gesehen. Impressionismus mit allen seinen Schattierungen, Futurismus, Expressionismus, Dadaismus, die neue Sachlichkeit und die sogenannte abstrakte Richtung. Das alles läuft nebeneinander her. Man muß sich schon recht eingehend mit den Dingen beschäftigen, wenn man sich noch auskennen will. Ist es ein Wunder, wenn viele nicht mehr mitkommen und das Interesse verlieren?

Ich weiß, daß frühere Kunstepochen einheitlicher erscheinen, als sie wirklich waren, weil eben nur das Wichtige übrig bleibt. Aber der Wechsel der Anschauungen ging früher doch nicht in so schneller Folge vor sich, schon durch die viel beharrendere handwerksmäßige Gebundenheit der Künste und durch ihre innige Verbindung untereinander.

Heute haben die einzelnen Künste fast keinen Zusammenhang mehr unter sich. Maler und Bildhauer schaffen meist ganz voraussetzungslos, unter besonderer Betonung ihrer Persönlichkeit, lediglich für Ausstellungen, auf denen jeder um jeden Preis zu wirken versucht. Das höchste der Gefühle ist der Ankauf für ein Museum, wo dann die Werke nach Schulen und Richtungen geordnet aufbewahrt und wie seltene Tiere im zoologischen Garten betrachtet werden. Die Architektur, die Mutter der Künste, hat ihre Töchter verstoßen. Rein sachlich ingenieurhaft hat sie eine Grundlage für ein neues Bauen gefunden. Es wäre Zeit, daß sie sich ihrer Mutterpflichten wieder erinnerte und Malerei und Plastik wieder in ihren Dienst stellte.

„Wenn die Kunst aufhört zu dienen, gerät sie leicht auf Abwege.“ Ein gescheites Wort von Adalbert Stifter. Wenn die Kunst dient, sei es, daß das Kunstwerk eingeordnet an einem Bau oder, an sich selbständig, einer Idee dient, tritt das Persönliche, das Ich, ganz von selbst mehr in den Hintergrund. Zu Zeiten sind die Namen der Schöpfer ganz verschwunden. Namenlos ist der Bamberger Reiter auf uns gekommen; die Meister von Chartres, Straßburg und den größten, den Meister der Naumburger Figuren, wir kennen sie nicht, sie stehen schweigend hinter ihren Werken. Losgelöst von der Aufgabe, von der Idee, gerät das Schaffen heute vielfach in ein eigenwilliges Experimentieren und Probieren. Namentlich bei der Malerei, dieser beweglichsten der Künste, der das weiteste Stoffgebiet, wirklich von der Madonna bis zur Kaffeetasse, zu Gebote steht, sehen wir die meisten Versuche.

Es ist gewiß wichtig und notwendig, ich möchte das ausdrücklich betonen, daß neue Wege gesucht und beschritten werden. Aber manche dieser Wege sind Sackgassen oder führen in die Irre. Viele der Versuche sind sicher absolut wertvolle Auseinandersetzungen mit Problemen, die für die Fachgenossen großen Wert haben können. Sie

haben Wert als Anregung, sie können ein Fundament sein für ein Schaffen, das sich dann wieder den eigentlichen Zielen zuwendet, aber für die Allgemeinheit haben sie nur eine recht beschränkte oder gar keine Bedeutung. Wenn auch sehr schwer zu erkennen ist, was von der zeitgenössischen Produktion dauernden Wert haben wird, so glaube ich doch, daß man vieles mit Recht ins Bereich der problematischen Experimente verweist und mit Recht behauptet, daß heute zu viel experimentiert wird. Sauerteig ist freilich nötig, aber nur aus Sauerteig kann man kein Brot backen. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß mit aller Gewalt und Krampf immer wieder etwas absolut Neues gemacht wird, sondern wichtig ist, daß Gutes geschaffen wird, von einer sittlichen Forderung an das Schaffen ganz zu schweigen.

Die sogenannte abstrakte Malerei, dieser äußerste Exponent, ist so ein gewagter Versuch. Die Gestaltung der Fläche ist die Hauptsache geworden; sie rhythmisch gut zu gliedern und farbig auszuwägen, nur mit Flecken und Linien, ist das alleinige Ziel. Sie ist die äußerste Reaktion auf den Impressionismus, bei dem die Gestaltung der Fläche vielfach stark ins Hintertreffen geraten war. Picasso, der ein großer Künstler ist, hat mit außerordentlichem Feingefühl und viel Geschmack wohl das Beste in dieser Art geschaffen. Aber ebensowenig, wie man nur mit Rhythmen eine vollwertige Musik machen kann, ebensowenig wird mit der rhythmischen, gut ausgewogenen Aufteilung der Fläche allein ein Kunstwerk geschaffen, das eine tiefere Bedeutung hat. Es entsteht eine Kunst ohne Inhalt, die sich mehr an den Geschmack wendet, die rein artistisch und in vieler Hinsicht unsinnlich ist.

Renoir wurde einmal gefragt, als er an dem Bild eines jungen Mädchens malte: „Wie lange malen Sie an so was?“ „Solange, bis ich mein Bild streicheln möchte,“ sagte er. Glauben Sie nicht, daß Grünewald solange am Isenheimer Altar gemalt hat, bis er sich gefürchtet hat? Form und Inhalt, beide zusammen machen den Wert des Kunstwerkes aus. Der Schwerpunkt liegt natürlich bei der formalen Gestaltung. Sie ist der Angelpunkt und die Voraussetzung für alle Kunst. Die Form, die nach dem Ausspruch Goethes ein Geheimnis den meisten ist, ist das Entscheidende. Aber was ich gestalte, kann nicht gleichgültig sein. Wenn Rembrandt mit der gleichen Genialität nur Stilleben gemalt hätte, sein Werk hätte niemals die Reichweite und Bedeutung besessen. Der berühmte Fliederstrauß von Manet oder ein Stilleben von Cézanne sind gewiß kostbare Kunstwerke, aber sie können nicht die Bedeutung haben und die Menschen erschüttern und ergreifen wie eine Kreuzigung von Rembrandt. Freilich, der Inhalt allein wird nie ein Kunstwerk ausmachen. Wenn die Gestaltung, die Form belanglos oder gar nicht gelöst ist, was bei vielen Historien- oder Genrebildern des vorigen Jahrhunderts der Fall ist, so entsteht das gleiche Mißverhältnis wie bei den heutigen, rein artistischen Versuchen.

Beim Großreinemachen, das von den Radikalen immer von Zeit zu Zeit veranstaltet wird, wird meist das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Es wird nun vielfach behauptet, daß das Neue immer verfemt worden und auf Ablehnung gestoßen sei. Viele Genies — Rembrandt, Marées — wären von der Mitwelt nicht verstanden worden. Wir haben diesen Tenor in einigen Vorträgen dieses Winters wiederholt gehört. Gewiß, die großen Neuerer haben sich oft schwer durchgesetzt und haben gelitten unter

Unverstand, weil ganz naturgemäß das Außerordentliche nicht leicht zugänglich sein kann. Aber es ist nicht alles, was nicht verstanden wird, aus Genieland; vieles ist zu allen Zeiten mit Recht abgelehnt worden. Grotesk ist es, die Ablehnung zum Argument für die Bedeutung machen zu wollen.

Sehr oft war das Genie zu seinen Lebzeiten getragen und verstanden von der Mitwelt. Auf Dürers Grabstein steht: „Hier liegt, was an Albrecht Dürer sterblich war“. Seine Zeitgenossen haben sein Werk für unsterblich gehalten. Die großen Italiener der Renaissance, ich brauche sie nicht zu nennen, Rubens und viele andere, hatten nicht zu leiden unter dem Unverstand ihrer Zeit und waren weiß Gott Neuerer und Mehrer im Reiche der Kunst. Rembrandt war bis zu seinem Bankrott keineswegs verkannt. Sein wirtschaftlicher Zusammenbruch hat ihn in der damaligen Gesellschaft unmöglich gemacht und in die Einsamkeit gestoßen. An Marées konnte die Welt gar nicht heran. Er war unnahbar stolz; selbst Fiedler, sein hochherziger Gönner, hatte es nicht leicht mit ihm. Ganz seinen hohen Zielen ergeben und vor Not durch seinen Mäzen geschützt, kümmerte er sich gar nicht um die Welt, die natürlich nicht zu ihm kam. Übrigens ging der Streit der Meinungen im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts — Marées starb 1887 — um den Impressionismus. Das Wenige, was von Marées in der Öffentlichkeit erschien, wirkte altmeisterlich, nicht neu.

Rein problematische Werke hat die Welt zu Zeiten oft ganz schroff abgelehnt. Von Paolo Uccello, dem großen Florentiner Maler des 15. Jahrhunderts, wird erzählt, daß er in seinem Alter gegenstandslose Wandbilder versucht habe. Der Rat der Stadt soll sich daraufhin seiner versichert und ihn als nicht mehr ganz richtig eingesperrt haben. Es hat jemand behauptet, daß das eine gesunde Zeit gewesen sei.

Die Kunst ist nicht für die Künstler da, sie ist auch nicht für die Kunstwissenschaft da und die vielen, die darüber schreiben, am allerwenigsten ist sie für Kunsthändler da. Sie wird geschaffen, um die Seele durch die Sinne zu nähren. Sie wird geschaffen zur Erbauung und Erhebung des Menschen, des ganzen Menschen, und nur ein ganzer Mensch von Geistigkeit und einer großen seelischen Kraft und von Sinnlichkeit kann wertvolle Kunst schaffen. Die Reichweite, der Atem eines Werkes, hängt von der Intensität, mit der es geschaffen, von der künstlerischen Form und dem Inhalt des Werkes ab. Ganz verstehen und erfassen wird alle Kunst nur der, der sich heiß um sie bemüht, aber irgendwie zugänglich sind die großen Dinge auch einem einfachen, unverbildeten Menschen.

Von der Stuppacher Madonna von Grünewald, die gegenwärtig in einer schönen Wiedergabe hier zu sehen ist, kann auch jemand, der von Kunst nichts versteht, etwas haben, sofern er nur nicht verlassen ist von allen guten Geistern. Der Wissende aber wird vor ihr nicht fertig vor Staunen über die Meisterschaft und Vollendung der Kunstmittel, mit denen dieses Werk gestaltet ist.

Was kann nun geschehen, was kann man fordern und wünschen, um die innere und äußere. Wenn wir, in Not geraten, uns Rechenschaft geben wollen, wo wir sind und wohin wir treiben, müssen wir nach den Sternen schauen und nicht auf Irrlichter, die an einer zerklüfteten Küste auflodern.

Not der bildenden Künste zu mildern und ihnen zu helfen? Gegen die innere Not läßt sich mit äußeren Mitteln wenig ausrichten. Wenn nicht wieder eine Anschauung der Welt, wenn nicht wieder ein Glaube an eine höhere Macht, die unbegreiflich über uns ist, herrschend wird, und die Menschen beseelt, wird die Kunst, die die Menschen machen, ohne tiefste Überzeugungskraft bleiben. Solange jeder, nur auf sein oft ärmeliges Selbst gestellt, den verschiedensten widersprechendsten Eingebungen folgend schafft, müssen die Werke zerklüftet und zwiespältig erscheinen.

Der äußeren Not kann gesteuert werden. Vor allem müßte die Überzeugung Geltung haben, daß Kunst nicht Luxus ist, sondern mit das wichtigste und wertvollste Geistesgut des Volkes. Gerade in Notzeiten müßte man mit allem Ernst bemüht sein, der Kunst zu helfen. Es ist nicht schwer, in gesegneten Jahren einen Garten zu pflegen. Statt dessen hebt man hier gänzlich unüberlegt die Bildungsstätte für Kunst auf. Ja, einschränken, auf die schlesischen Belange umstellen hätte man sie sollen, aber nicht zerschlagen. Die an sich schon kleine Zahl von Künstlern verringert man, läßt sie unbedenklich abwandern. Es ist nicht gleichgültig, ob in einer Stadt eine Anzahl von schöpferischen Menschen mit idealistischer Einstellung lebt. Mit geringen Ausnahmen wird bei Bauten bei allen Gelegenheiten immer in erster Linie die Kunst gestrichen, weil sie nicht notwendig ist. Das ist freilich wirtschaftlich, aber es ist kurzsichtig und kulturfeindlich. Kunst müßte wieder in die Wirtschaft eingegliedert werden. Bei jedem Bau müßte ein Prozentsatz der Bausumme für Malerei oder Plastik eingesetzt werden. Es ist eine völlig falsche modische Einstellung, jeden Bürokasten sachlich mit Travertin oder Muschelkalk zu verkleiden unter völliger Hintansetzung eines sinnvoll eingeordneten Kunstwerkes. Das einzige, was übrig bleibt und auf die Nachwelt kommt, sind die Kunstwerke. Es ist nicht gleichgültig, ob welche hinterlassen werden.

Wenn nur ein Teil von den Dingen, die früher eben nur Künstler oder Kunsthandwerker machen konnten, die aber jetzt aus Gedankenlosigkeit und Unkenntnis von Geschäften und Industrien bezogen werden, wenn nur einen Teil davon die Künstler schaffen könnten, es wäre schon sehr viel getan.

Die Kirche, die einzige Institution, die die bildende Kunst noch wirklich braucht, sie müßte in viel weiterem Umfange Künstler mit den vielen Aufgaben betrauen, die sie immer noch, auch heute noch, zu vergeben hat. Es ist geradezu eine Seltenheit, wenn das, was notwendig ist an heiligen Dingen, nicht bezogen wird. Ein Bruchteil der kirchlichen Aufträge, die jetzt von der Industrie erledigt werden, könnte für die paar Künstler, die hier für solche Aufgaben in Frage kommen, sehr viel bedeuten. Die kirchlichen Behörden müßten einsehen, daß sie eine wichtige Kulturmission zu erfüllen haben, daß sie in eigenstem Interesse handeln, wenn sie verhindern, daß sich in ihren Gotteshäusern seelenlose Industrieware breit macht. In Schlesien ist das besonders schlimm.

Unser Sport, der eine fast übergroße Bedeutung hat, hat er viel für die Kunst getan? Und er hatte und hätte doch wahrlich Gelegenheit genug, seine Preise und Diplome wirklich gut und wertvoll zu gestalten! Das ist keine Geldfrage, sondern eine Frage der guten Einsicht und des Verständnisses. Da und dort bedient sich ein

einsichtiger und kluger Geschäftsmann eines Künstlers für die Reklame, und es zeigt sich, daß er gut daran tut, daß die künstlerisch gute Reklame am wirksamsten und besten ist. Der große Kreis des kunstinteressierten gebildeten Mittelstandes, der früher Kunst kaufte, ist völlig verarmt. Er kann Kunst und Künstler nicht mehr stützen. Diese wertvolle breite Schicht von Gebildeten hatte eine große Bedeutung für das zeitgenössische Schaffen.

Die leitenden Stellen, denen nun einmal jetzt die Kunstpflege anvertraut ist, müßten sich ihrer Verantwortung bewußt sein. Es gibt so viele Erlasse: warum weist man nicht einmal auf die Not der Kunst hin und fordert, daß nach Möglichkeit bei jeder Gelegenheit Künstler beschäftigt werden sollen und müssen. Es muß gefordert werden, daß die Aufgaben, die zu lösen sind, den hier Ansässigen übertragen werden. Wenn ein besonders wichtiger Auftrag einem hervorragenden Künstler aus dem Reiche übertragen wird, so wird das jeder Einsichtige aufs wärmste begrüßen; das kann nur das Ansehen von Stadt und Land heben. Aber wir müssen uns mit allem Nachdruck dagegen wehren, daß Kräfte dritten und vierten Grades von außerhalb herangezogen werden, was in vielen Fällen geschehen ist, solange bessere und gleich gute hier vorhanden sind und bittere Not leiden. Es ist Pflicht der leitenden Stellen, diese selbstverständliche Forderung zu beachten. Diejenigen Künstler, aber die guten, gilt es zu stützen, die sich hier in dieser verlassenen Provinz für dieses Stück Land einsetzen. Alle die, denen es hier nicht gut genug ist, die nach Berlin oder sonst wohin schielen, können uns hier nichts nützen, sie sollen ruhig abwandern, wohin ihr Herz sie treibt.

Jeder Landstrich hat eine ganz bestimmte geistige Struktur. Es ist wichtig, daß eine Kunstpolitik diese Gegebenheiten nicht als provinziell minderwertig abtut, sondern daß sie auf diese Gegebenheiten ernsteste Rücksicht nimmt und das fördert und pflegt, was in dem betreffenden Landstrich gedeihen kann, wenn es auch nicht immer das Neueste vom Neuen ist. Nur dann wird das Schaffen Wurzel schlagen können und, weil es bodenständig ist, sich behaupten, auch draußen im Reich.

Es wird Aufgabe des Kulturringes und jedes einzelnen, der ihm angehört, sein, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Kunst gerade in dieser Notzeit geholfen werden muß, wo es nur irgend möglich ist, aus dem Bewußtsein und der Überzeugung heraus, daß es nicht gleichgültig ist, ob sie in äußerer Not verkümmert und ihre innere Not sie auf falsche Bahnen drängt. Gerade hier ist es brennend notwendig, daß das, was an Kunstwillen vorhanden ist, nicht geschmälert und abgebaut wird, sondern daß das, was da ist — es ist wirklich nicht zu viel —, geschützt und gepflegt wird. Mit aller Energie und mit einem heißen Herzen müßte jeder sich dafür einsetzen.

In Notzeiten bedarf das kostbarste geistige Gut der Pflege und des Schutzes, wenn wir nicht unrettbar der völligen Verflachung und geistigen Verelendung anheimfallen sollen. Lassen Sie mich schließen mit dem schönen Wort von Hölderlin, möchte es nicht nur eine Hoffnung sein, sondern Wahrheit werden:

Wo aber Gefahr ist,
Wächst das Rettende auch.

Die Fürsorge für jugendliche Erwerbslose in Görlitz

Von Eberhard Giese, Direktor des Wohlfahrtsamts Görlitz

Eine Aufgabe von ungeheurer Weite und Schwere tut sich auf, wenn man weiß, daß heute rund eine halbe Million junger Menschen und zwar meist gelernte Handwerker nun schon seit Jahren auf die Einschaltung ins Wirtschaftsleben warten. Sie müssen den täglichen Gang zur Stempelstelle nicht nur als lästig, sondern als Hohn empfinden, denn Berufsberatung, Umschulung, Fortbildung sind ja sinnlos für sie geworden. Das aber ist es nicht allein, was geradezu vernichtend auf die Seele des jugendlichen Erwerbslosen schlägt. Seine Arbeits- und Verdienstlosigkeit zerstört nach und nach, aber mit unheimlicher Folgerichtigkeit nicht nur die Harmonie in seiner Familie, sie raubt ihm den Freund, das Mädchen und oft die Bindung zum Sport- oder Jugendverein. In dem Maße wie der Sonntagsanzug fadenscheinig wird, mindert sich die Gesellschaftsfähigkeit. Was bedeuten ein neuer Anzug, ein kesser Hut, ein Paar neue Schuhe für den Jungen! — Entweder man kann „Kavalier“ sein oder man fühlt sich aus der Reihe der anständigen Menschen ausgestrichen.

Diese Vereinsamung führt je nach der Veranlagung zu Trotz, Bitterkeit, Haß gegen die Gesellschaft oder zu Mutlosigkeit und Verzweiflung.

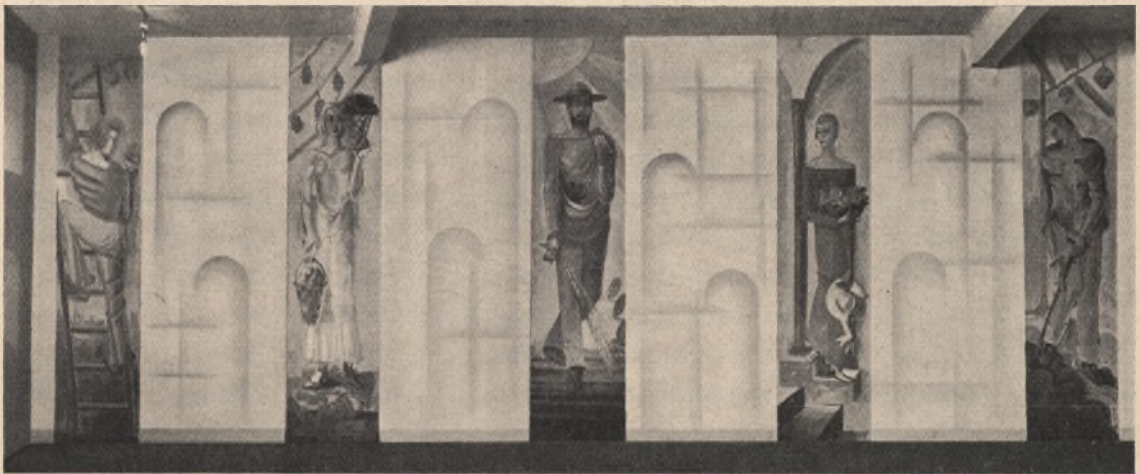
Diese nur sehr knapp angedeutete seelische Lage des Jugendlichen muß man sich vor Augen halten, wenn man mit Aussicht auf Erfolg helfen will. Es darf gesagt werden, daß das Jugendamt Görlitz seit seinem Bestehen (also seit 1921) unter des Oberbürgermeisters Snay Führung immer diese psychische Situation richtig eingeschätzt und versucht hat, ihr tatkräftig zu begegnen. Noch lange bevor die „Fürsorge für jugendliche Erwerbslose“ von den beteiligten Stellen gefordert wurde, ist in Görlitz klar und zielsicher in landwirtschaftlichen und gärtnerischen Arbeitskolonnen und in mehreren Werkstätten praktische und erfolgreiche Jugendhilfe getrieben worden. Diese Form der Hilfe (statt Barunterstützung, Schutzaufsicht, Fürsorge-Erziehung, Strafe) hatte sich dem praktischen Fürsorger aus der Not heraus so selbstverständlich aufgedrängt. Auch der Nachfolger Snays im Dezernat des Jugendamts Görlitz, Bürgermeister Dr. Koenig, hat sich lange, ehe der „freiwillige Arbeitsdienst“ erfunden war, mit besonderem Nachdruck gerade dieser praktischen Jugendfürsorge angenommen, ohne allerdings viel Aufhebens davon zu machen.

Aus den Erfahrungen dieser Arbeit des Görlitzer Jugendamtes in den letzten Jahren und im verflossenen schweren Notwinter 1931/1932 sei im folgenden berichtet:

Im Bewußtsein der oben angedeuteten Lage des erwerbslosen Jugendlichen versuchten wir durch unsere Hilfsaktion (z. T. unbewußt) etwa folgende drei Forderungen zu verwirklichen:

1. Wir müssen die abgerissene Verbindung zu Familie, Freund, Arbeit und Beruf wieder zu knüpfen versuchen.
2. Wir dürfen den Jugendlichen nicht nur gelegentlich packen, sondern er muß in seiner Lebenssphäre erfaßt werden.
3. Wir müssen bei allen Leistungen, die wir von dem Jugendlichen fordern, ihm einen — wenn auch geringen — materiellen Vorteil zukommen lassen.

Kursus für jugendliche
Erwerbslose (Bastelwerk-
statt) in der Neisseschule
in Görlitz im Winter 1931/32



Saal der Schrebergärtner im Vogtshof in Görlitz.
Ausgemalt von jugendlichen Erwerbslosen im Winter 1931/32 unter Leitung von Walter Rhaue

Es war uns ferner selbstverständlich, daß alle Prestigefragen auszuschneiden sind und daß es entscheidend darauf ankomme, alle zur Mitarbeit bereiten Kräfte zu sammeln. Deshalb wurde die Arbeit von vornherein im engsten Einvernehmen mit dem Arbeitsamt organisiert und die Gewerkschaften, Handel und Industrie, die Innungen, die Wohlfahrts-, die Jugend- und die Sportverbände zu gemeinsamer Wirksamkeit herangezogen. Auf der Erhaltung dieser Gemeinsamkeit lag stets das Schwergewicht der Bemühungen vom Amte aus. Ohne die durch keine Partei und keine Konfession gestörte erfreuliche Gemeinsamkeit in gemeinsamer Not hätten wir die Erfolge, die unsere Arbeit hatte, und die innere Befriedigung, die sie auslöste, nie zu erreichen vermocht. Es kam gar nicht darauf an und trat kaum in die Erscheinung, wer führte und etwas tat, entscheidend war, daß überhaupt etwas geschah und daß es im Geiste gemeinsamer Verantwortung geleistet wurde. Nur so ist es dem Arbeitsausschuß zur Fürsorge für jugendliche Erwerbslose in Görlitz gelungen, mit einem verhältnismäßig sehr geringen Aufwande an Mitteln, die die städtischen Körperschaften, das Arbeitsamt, die Regierung und der Landeshauptmann zur Verfügung stellten, von den rund 1600 erwerbslosen Jugendlichen der Stadt in dem letzten Winter fast 1400 in Arbeitskolonnen, Werkstätten, Kursen, Sportveranstaltungen, Arbeitsgemeinschaften, Freizeiten u. a. zu erfassen. Da der Erfolg jeder sozialpädagogischen Leistung vor allem eine Persönlichkeitsfrage ist, haben wir bewußt immer erst dann eine neue Einrichtung getroffen, wenn wir den rechten Menschen (Führer) gefunden hatten, um den herum wir sie aufbauen konnten. Wir widerstanden dem Ehrgeiz, etwas einzurichten, nur weil es in andern Städten als besonders gelungen und mustergültig gerühmt war, wenn uns der rechte Leiter fehlte. Wir legten auch Wert darauf, daß wir den Jugendlichen neben Unterricht und Sport zeitraubende, ermüdende Arbeit boten, nicht nur Beschäftigung oder angenehmen Zeitvertreib. So stellten wir im Laufe des Winters einen sehr vielseitigen Arbeitsplan auf, der nicht weniger als 94 Veranstaltungen brachte.

Die Handelslehranstalt veranstaltete 7 Maschinenschreib-, drei Reichskurzschriftkurse, ein sehr lebhaftes, emsig schaffendes Übungskontor mit allen Arbeitsvorgängen, Formularen, Karten, Registern, Waren, Büromaschinen, Bankverbindungen einer modernen Firma. Es wurden mit der Gewerblichen Berufsschule außer Sprach- und Buchführungskursen Plakatalerei, kunstgewerbliche freie Gestaltung, Fachzeichnen, Modellieren und Schaufensterdekoration getrieben. Die meisten Berufe, Metaldreher, Bäcker, Schneider, Maurer, erhielten Fachunterricht. — In einem alten Festungsturm der Stadt, der Ochsenbastei, jetzt als Jugendheim ausgebaut, brachten die zehn erwerbslosen Gold- und Silberschmiede mit ihrer Werkstatt mittelalterliche Betriebsamkeit. Die Maurer und Zimmerer, prächtige, handfeste Burschen, erbauten für die staatliche Baugewerkschule einen Schuppen für allerhand Baumodelle in Normalmaßen, den sie — entgegen dem amtlichen Brauche anderorts — zum Schluß nicht einzureißen brauchten. — Wir glauben nämlich, daß auch diese Notstandsarbeit für jugendliche Erwerbslose einen Sinn in sich haben muß, um Interesse zu erwecken. Es erscheint sinnlos, Arbeit mit dem Ziele der Zerstörung oder fortgesetzter Umbauerei zu leisten. Jeder werktätig Schaffende will das Werk seines Kopfes und seiner Hände sehen und sich daran freuen. Um jedoch der freien Wirtschaft und dem kleinen Gewerbe in unseren

Werkstätten keine Konkurrenz zu machen, waren die Erzeugnisse auf sonst entbehrliche Gegenstände gemeinnütziger Art und auf Lehrmittel und Werkzeuge für die Jugendlichen selbst beschränkt. So sind beispielsweise Tischler und Holzarbeiter wochenlang mit der Ergänzung von Werkzeug, Hämmern, Hobeln, Winkeln usw. beschäftigt worden. Die Tischler haben für städtische Heime, Horte, Kindergärten, das Waisenhaus Spielzeug ausgebessert und neues Spielzeug ersonnen und hergestellt. Daß der Tischler- und der Bastelwerkstatt je ein Tag in der Woche für eigene Arbeit der Jugendlichen freigegeben wurde, hat sich sehr bewährt und das Interesse so stark gesteigert, daß die jungen Tischler von sich aus einen theoretischen Zeichenkursus organisierten. Der Jugendliche ist oft genug zu der ihn erschütternden und anspannenden Erkenntnis geführt worden, wie wenig er noch praktisch kann. Um die vielen erwerbslosen Schlosser wirksam zu fördern, haben wir die jahrelang stillstehende Obermühle mit den Jugendlichen wieder in Gang gebracht, und sie liefert nun die Kraft zum Antrieb der Drehbänke, Sägen, Bohrer usw. Diese Maschinen hat uns ebenso wie die Gesamteinrichtung der Tischlerwerkstatt die Görlitzer Waggon- und Maschinenbau A.-G. großzügig zur Verfügung gestellt. Die Malkurse unter Leitung des Malers und Gewerbe-Oberlehrers Schrammek und des bekannten Lausitzer Malers und Keramikers Walter Rhaue haben nach mancherlei Entwürfen die Flure der Gewerbeschule in verschiedenen Techniken ausgemalt und einen Saal der Schrebergartenjugend im Vogtshofe (früheres Zuchthaus) mit ihren Fresken geschmückt. — Die eisernen Gitter des Zuchthauses sind als Rohstoff zur Obermühle gewandert und werden sich dort wandeln: in Winkel, Zirkel, Greifer und andere Werkzeuge für die Jugendlichen.

Die Jugend- und Sportvereine haben je nach ihrer Eigenart und ihren besonderen Einrichtungen Kurse für Bootsbau, Schneeschuhbau, Buchbinder- und Papparbeiten, Intarsia-Arbeiten, Schwimmkurse, Koch-, Näh-, Hauswirtschafts-, Musik- und Spielkurse, Samariterkurse, eingerichtet. Als in einer Arbeitskolonne junger Burschen der dringende Wunsch, kochen zu lernen, laut wurde, war die städtische Haushaltungs- und Gewerbeschule sofort bereit, einen solchen „männlichen“ Kochkursus einzurichten. — Neununddreißig Jugendliche der verschiedensten Berufe bauten im Rahmen der Segelfahrschule des Vereins Luftfahrt Görlitz in monatelanger emsiger Kleinarbeit drei Segelflugzeuge, von denen das modernste Hochleistungsflugzeug nach dem Typ „Baby“ am Sonntag, den 17. April vom Oberbürgermeister der Stadt feierlich getauft wurde. Wenn es die Farben von Görlitz bei manchem Wettbewerb zeigen wird, dann wird es zugleich daran erinnern, daß es sein Entstehen schwerer deutscher Jugendnot und ihrer Höhensehnsucht verdankt.

Im freiwilligen Arbeitsdienst, den das Arbeitsamt weitgehend anregte und förderte, wurden vom Görlitzer Ausschuß für Leibesübungen Sportplätze ausgebaut, vom Bunde für Radfahrwege ein Weg im Neissetal angelegt, vom katholischen Gesellenverein Anlagen an der Bonifatiuskirche geschaffen und schließlich vom evangelischen Jugendamt eine Schulung für Kleinsiedlung auf dem Gute Wilhelmshof durchgeführt.

Wir haben außerdem von der Jugend ein Tagesheim für sie selbst ausbauen lassen. Es steht täglich allen erwerbslosen Jugendlichen von 8—19 Uhr offen. Dort wurden Versammlungen, Arbeitsgemeinschaften, ein Rednerkursus und Aussprachen mit den jungen Menschen ab-

gehalten. Aus diesen Auseinandersetzungen kam nach anfänglichem Zögern, nach Überwindung von Zerrissenheit, Bitterkeit und Mißtrauen manche praktische Anregung der Jugendlichen für die weitere Arbeit zutage, z. B. der Kochkursus für junge Männer, die Goldschmiedewerkstatt, der Schmiedefachkursus, der kaufmännische Kursus usw. Auch manche Wanderfahrt wurde dort gemeinsam „ausgeheckt“. Wie ich schon sagte, wir legten Wert darauf, den Jugendlichen möglichst ganz zu erfassen, deshalb wurde die Werkstattarbeit solange wie irgend möglich durchgehalten, zahlreiche Handwerker arbeiten schon ein halbes Jahr und länger in den Werkstätten und sind aus mürrischen, lebensmüden Jungen wieder zu schaffensfrohen, strebsamen Menschen geworden. Dieser Erfolg läßt sich nicht in sechswöchigen Kursen oder in sinnloser „Umbau“-Arbeit erreichen.

Wir werden im Sommer in größerem Umfange Kleingartenbau, Parkhilfe, Sportplatzarbeiten und im freiwilligen Arbeitsdienst hoffentlich eine größere Melioration mit Jugendlichen durchführen können.

Die Aufzählung war nicht vollständig, sondern nur ein Ausschnitt. — Wir wissen, die Hilfe war nur „Ersatz“, nur Notbehelf. Die beste Arznei, die wir den Jugendlichen für ihr körperliches und geistiges Wachstum hätten bieten können, wäre produktive Arbeit gewesen. Es ist das Stigma dieser düstern Jahre, daß uns dieses Hilfsmittel versagt blieb. In dieser seelischen Hilfslosigkeit ist uns und den Jugendlichen, die unserer Sorge anvertraut waren, das Erlebnis der Gemeinschaft aller Helfer ein Lichtblick gewesen.

Möchte sich bald ein tröstender Ausblick zeigen!

Eberhard Giese



I. Aschheim:
Hafen von Foret

DAS ACHTE JAHR

Von **Ludolf Malt**en

Wieder öffnen die Schlesischen Monatshefte dem Universitätsbund ihre Gastlichkeit zu einem kurzen Bericht über das abgelaufene Vortragsjahr 1931/2*. Wenn etwas in dieser Zeit uns mit Genugtuung erfüllen darf, ist es, daß der Bau, der vor acht Jahren errichtet wurde, auch diesen Winter ungebrochen überdauert hat. Wie im Vorjahr haben wir in 38 Städten unserer beiden Provinzen gesprochen und das Ohr unserer Mitbürger gefunden. Es scheint, als sei alles das gleiche geblieben, und ist doch innerlich etwas anderes geworden. Was in den Jahren der Scheinblüte noch wie ein schöner Stein erscheinen konnte, der einem gutgetragenen Gewande aufgesetzt war, ist in diesem Winter des Suchens und der bangen Fragen zu etwas viel Innerlicherem geworden. Die großen Fragen nach Wesensart und den Beziehungen der Völker untereinander, ihre Formen, kulturell zu wirken und sich auszusprechen, die wirtschaftlichen Grundvoraussetzungen unserer Zeit, unser eigenes Leben und unsere Lebensmöglichkeit in unserem schlesischen Raum — von solchen und ähnlichen Dingen, die jedem denkenden und sinnenden Menschen heut Fragen aufgeben, wollte man von uns hören und trieb es uns zu sprechen. Indem der Universitätsbund seine grundsätzlich überparteiliche Haltung weiter wahrte, klangen doch in ihm mit einer ganz anderen Stärke die Fragen auf, die Schicksalsfragen unseres Vaterlandes und unseres Volkes geworden sind. Darin aber blieben wir unserer Linie treu, daß wir nicht auf äußere Wirkung und Impression ausgingen, sondern die Probleme an ihrem inneren seelischen Ausgangspunkt packten, sie nach ihren Gesetzen entwickelten und mit Rechtlichkeit und Verantwortungsgefühl vortrugen, wie solches dem Gelehrten ziemt. „Man kann ihm glauben“; es gibt kein schöneres Lob.

Unseren Vertrauensleuten in den Städten sind wir im vergangenen Winter zu um so größerem Dank verpflichtet, als sie häufig das Risiko des Gelingens auf sich nehmen mußten, da in heutiger Zeit die Garantie der Magistrate zumeist in Fortfall kommen mußte. Sie haben vielfach wesentliche Arbeit auf sich genommen, indem sie sich unmittelbar an alle interessierten Kreise ihres Ortes wandten und diese zu einer einheitlichen Gemeinde vereinten. Das hat überwiegend zu einem vollen Erfolge geführt. Auch hier zeigt sich, daß der einzelne Mann und seine Kraft die Leistung garantiert. Den Behörden, dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, den Oberpräsidenten beider Provinzen, dem niederschlesischen Landeshauptmann und Landeskämmerer danken wir wie in den Vorjahren; es sind die gleichen Männer, Geheimrat Gürich voran, die uns durch ihr Vertrauen stützten und deren Vertrauen wir wohl auch nicht enttäuschten. Wir glauben, daß auch im nächsten Winter, wenn unter der Not der Zeit manche Äußerlichkeiten abfallen werden, für geistiges Wirken eine Stätte sein wird. Uns selbst ist eine solche Arbeit im Lande zur inneren Notwendigkeit geworden; in ihrer Münze zahlt die Universität damit dem Lande eine Dankesschuld ab. Denn nie darf der geistig tätige Mensch vergessen, daß die geduldige Arbeit der vielen den Sockel schafft, auf dem die geistige Leistung überhaupt erst sich erheben kann.

* Vgl. diese Monatshefte 1927 Heft 6, 1928 Heft 5, 1929 Heft 8, 1930 Heft 4, 1931 Heft 5.

Es wurde gesprochen in 38 (im Vorjahr 38) Städten mit 116 (125) Vorträgen von 42 (41) Dozenten. Darnach kam der einzelne Redner auf Grund der städtischen Wahlen wie im Vorjahr durchschnittlich etwa dreimal zu Wort. Von den Städten gehörten 12 (10) Oberschlesien an: Beuthen, Cosel, Gleiwitz, Groß-Strehlitz, Grottkau, Hindenburg, Kreuzburg, Leobschütz, Neustadt, Oppeln, Ratibor, Rosenberg; 26 (28) Niederschlesien: Beuthen (Bez. Liegnitz), Brieg, Bunzlau, Frankenstein, Freystadt, Friedland, Glatz, Glogau, Goldberg, Görlitz, Grünberg, Guhrau, Hirschberg, Landeck, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Löwenberg, Militsch, Namslau, Neumittelwalde, Neusalz a. O., Ohlau, Sagan, Weißwasser, Wohlau.

Nachfolgend die Themen:

Schlesien: Geologie der Heimat. Die Slaven in Schlesien. Schlesien in der deutschen Geschichte. Die Ursprünge der deutschen Besiedlung Schlesiens (Probleme und Ergebnisse der heutigen Forschung). Die Blütezeit der schlesischen Plastik. Das südliche und das nördliche Kunstwollen im Barock, mit besonderer Berücksichtigung der Wiener, Prager und schlesischen Meisterwerke. Das Antlitz Breslaus (Eindrücke und Urteile von Zeitgenossen aus fünf Jahrhunderten). Die Stammesart des Schlesiens in seiner Dichtung. Oberschlesien in der Literaturgeschichte. Die Reisen ins Riesengebirge von der Renaissance bis zur Romantik. Europa und der schlesische Raum. Schlesiens Stellung innerhalb der Ostmarkenfrage. Das Volkstum Ostdeutschlands und seiner östlichen Nachbarstaaten. Die geistige Bedeutung der Ostmark. Preußens große Staatsmänner gegenüber dem Osten (Der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Frhr. vom Stein, Bismarck). Ausgewählte Kapitel aus der Seuchengeschichte Schlesiens.

Nachbarländer: Deutsche Kultur in Polen. Die Lage der Deutschen in Polen. Das Deutschtum in Galizien und Wolhynien. Die Grundzüge der polnischen Geschichte. Die polnische Literatur vor und nach der Errichtung Polens. Die ukrainische Frage. Die Europäisierung Rußlands im Zeitalter Peters des Großen. Zar Nikolaus II. Geschichte und Leben im slavischen Volkslied. Dostojewskij in seinen Hauptwerken. Leo Tolstoj als Schriftsteller und Prophet. Tolstoj, Dostojewskij und Maxim Gorkij. Aus der russischen Literatur der Gegenwart.

Geschichte: Kann uns die Geschichte eine Lehrmeisterin sein? Völker und Völkerwanderungen im ältesten Italien. Der deutsche Reichsgedanke des Mittelalters. Die Entstehung des britischen Weltreiches. Das älteste europäische Parlament (zur hundertjährigen Wiederkehr der ersten englischen Parlamentsreform). Bismarcks Außenpolitik nach 1871 und der Artikel 231 des Versailler Vertrages. Bülow's Denkwürdigkeiten als geschichtliche Quelle. Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der Kriegsschuldthese. Die Kriegsschuldfrage in der Beurteilung der ausländischen, besonders der amerikanischen Geschichtsforschung. Die Idee der Grundrechte in ihrer geschichtlichen Wandlung vom Puritanismus zur Weimarer Verfassung. Der Gedanke des Minderheitenschutzes in geschichtlicher Entwicklung. Mussolini und das neue Italien. Mahatma Gandhi. Die Kaiserin-Witwe Tze-hsi (1835—1908) und das Ende des chinesischen Kaisertums.

Geologie, Erdkunde, Ethnographie: Gletscher und Eiszeit. Die Vulkane der Erde. Werden und Vergehen der Berge. Die Entstehung der Ozeane. Das Alter der Erde und des

irdischen Lebens. Anpassung oder Zielstrebigkeit in der Stammesgeschichte der Wirbeltiere? (Grundprobleme der Paläontologie). Aus Deutschlands geologischer Geschichte. Geologie der Heimat. Quer durch Deutsch-Ost-Afrika. Meine Besteigung des Kilimandjaro. Der wilde und der goldene Westen (zur Landeskunde von Kalifornien). Durch Lappland zum Eismeer. Im Urwald von Borneo. Das paradiesische Ceylon, nach eigenen Forschungen über Land und Urvolk. Reisen und Forschungen in Birma und den chinesischen Grenzgebirgen. Warum die Urvölker aussterben: tragische Beobachtungen aus dem fernsten Südasien.

Kulturgeschichte und Kulturbilder: Aus der Heimat Abrahams, die Ergebnisse der anglo-amerikanischen Ausgrabungen in Ur in Chaldaea. Streifzüge durch das Heilige Land. Eine Forschungsreise durch Palästina und Syrien. Die Geschichte Palästinas im Lichte seiner Landschaft. Ägypten und ägyptisches Leben vor 2000 Jahren. Kreta, die Wiege der europäischen Kultur. Die Stellung der Frau im Altertum. Die Leistung des hellenischen Menschen für die Weltkultur. Wunder antiker Technik. Bäder- und Heilwesen der Griechen und Römer. Eine Wanderung durch das alte Rom. Pompeji, eine italische Kleinstadt. Aus der Kultur der Völkerwanderungszeit. Aus der Kultur des 11. Jahrhunderts. Aus der Kultur der Früh- und Hochrenaissance. Die historischen Grundlagen der Astrologie. Schrift und Buchwesen der Vergangenheit. Der Garten in der deutschen Kulturgeschichte. Das geheimnisvolle Tibet (geographisch und kulturhistorisch). Weltliches Leben im alten Indien. Buddhismus und Abendland. Der Balkan und die Balkanvölker. Deutsche und französische Kulturidee und Kulturpropaganda (Gedanken zum deutsch-französischen Problem).

Kunst, Theater: Einführung ins künstlerische Sehen: das Wesen der Baukunst. Grundformen der europäischen Stadtbaukunst. Kunst und Naturgefühl im Wandel der Zeiten. Die technische Entwicklung der Druckgraphik in ihrer künstlerischen Bedeutung. Mutter und Kind: aus der Geschichte des Madonnenbildes. Religion und Kunst im frühen Buddhismus. Baukunst der Hindus. Mensch und Tier in Kunst und Poesie der alten Völker. Die großen Epochen der griechischen Kunst. Antike Kunst- und Kultstätten. Neue Ausgrabungen im klassischen Süden. Der Geist des Mittelalters in seiner Kunst. Wirtschaft und Kunst des Mittelalters. Die großen Bildzyklen des Mittelalters. Florentiner Baukunst, Bildnerei und Malerei der Renaissance. Die Kunst der großen Meister: Raphael und Michelangelo. Leben und Werk Michelangelos. Tizian. Rubens und Rembrandt, ein Vergleich. Wien als Barockstadt. Barocke Paläste, Villen und Parkanlagen in Rom. Kultur- und kunstgeschichtliche Städtebilder in Venetien. Eine Führung durch Venedig: Stadtbild, Kulturgeschichte, Kunsteindrücke. Paris, seine Geschichte in seinen Bauten. Die Blütezeit der spanischen Malerei. Deutsches Wesen in seiner künstlerischen Gestaltung. Möbel und Raum (der Wandel der deutschen Wohnkultur). Deutsche Kunst im Elsaß. Deutsche Kunst zur Goethezeit (zur Erinnerung an den 100. Todestag Goethes). Die Vorläufer der modernen Kunst (Cézanne, van Gogh, Hodler, Munch). Die neue Baukunst, ihr Werden und ihre Ziele. Künstlerische Probleme des modernen Wohnbaus. — Das antike Drama im modernen. Das geistliche Spiel vom Mittelalter bis Oberammergau. Die Entwicklung des deutschen Bühnenbildes vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Das deutsche Drama der Gegenwart.

Philosophie, Pädagogik, Literatur, Volkskunde: Okkultismus und Wissenschaft. Staat, Religion und Philosophie. Deutschtum als Sendung. Deutschland und Amerika. Zum Problem der Pädagogik in der Gegenwart: der deutsche Bildungsgedanke. — Wie entsteht ein literarisches Kunstwerk? Die sittlichen Ideale der alten Germanen. Die Edda; was sie ist und nicht ist. Tristan und Isolde; die Liebe im Wandel der Jahrhunderte. Gott und Welt bei den deutschen Klassikern des Mittelalters. Kulturzerfall und -aufbau in der deutschen Dichtung des ausgehenden Mittelalters. Der Kampf um die bürgerliche Lebensanschauung in der Dichtung des 18. Jahrhunderts. Goethe als Erzähler. Zur Einführung in das Goethejahr: Goethes Faust und der deutsche Geist. Goethes Vermächtnis: der zweite Teil des Faust. Außergoethesche Faustdichtungen. Goethe und unsere Zeit. Hauptströmungen der deutschen Gegenwartsdichtung. Sprachwissenschaft und Philologie. — Volksdichten und -denken in Märchen, Sage und Mythos. Aus der Welt der deutschen Volkssagen.

Religion und Religionswissenschaft: Das babylonische Epos von Gilgamesch. Schöpfung und Sintflut in der Bibel und bei den Babyloniern. Die Bibel, ihre Entstehung und ihre Geschichte. Aus der Weltanschauung des Alten Testaments. Frauengestalten aus dem Alten Testament. Führergestalten im Alten Testament. Jeremias, der Mensch und Prophet. Die Stellung der Frau nach dem Neuen Testament. Staat und Gesellschaft, Frieden und Krieg im Neuen Testament. Antike Kunst- und Kultstätten. Vom Heidentum zum Christentum. Das alte Christentum und die antik-heidnische Kultur. Die ersten Christen und ihre Umwelt. Gemeindeleben im Urchristentum. Die Grabkunst der alten Christen. Das Bild Christi einst und jetzt. Die Anfänge des Christentums bei den Germanen. Der Apostel Paulus; ein Lebensbild. Der Begriff der Kirche beim Apostel Paulus. Augustinus; das Ringen eines antiken Menschen um das Christentum. Die Gottesidee in Augustins Weltanschauung. Franz von Assisi und die Entwicklung der mittelalterlichen Religiosität. Franz von Assisi im Lichte der neueren Forschung. Aus der philosophischen Werkstatt des Thomas von Aquin. Die Trennung von Staat und Kirche in ihrer verschiedenen geschichtlichen Gestaltung. Deutsche Päpste. Der Kampf um die christliche Sittlichkeit. Christentum und Phantasie. Romantik, Realismus und Glaube. Das Rätsel der Geschichte und der Glaube. Der Christ und die Natur.

Staatslehre, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Wirtschaftswissenschaft: Die Anfänge der Staatsgewalt in Deutschland. Der Staatsgedanke des Freiherrn vom Stein. Das britische Weltreich, sein Wesen und geschichtlicher Weg. Räterepublik, Faschismus und Diktatur in ihrer staatsrechtlichen Bedeutung. Die Staatsreformen in den Kulturländern der Gegenwart nach ihren neuesten Wandlungen. — Die Blutrache im Recht. Das Saarproblem. Der deutsche Rhein. Staat und Schule, Jugendrecht, Jugendfürsorge und Familie. Staat und Kirche. Die Kirchenverträge des preußischen Staats von 1929 und 1931. Die Strafrechtsreform. Die Neuordnung des preußischen Polizeirechts. Die Sozialgesetzgebung im Dienste der Erwerbsbeschränkten. Staatsrechtliches in Schillers Tell. — Das Privateigentum im Wandel der Zeiten. Börse und Publikum. Bankinsolvenzen und Depotgesetz. Rationalisierung und wirtschaftliche Betriebsführung. Die Kredite der Wirtschaft

und die Deutsche Reichsbank. Neue Probleme des Kreditrechts. Die Bankkrise 1931 und ihre Lehren für die deutsche Wirtschaft. Die Wirtschaftskrise der Gegenwart. Konjunkturzyklus und Wirtschaftskrisen. Die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen. Die Reparationsfrage als wirtschaftswissenschaftliches Problem. Der Young-Plan. Die wirtschaftspolitischen Ideen des letzten Jahrhunderts. Weltwirtschaftliche Perspektiven.

Medizin, Hygiene, Biologie: Die Lebensdauer des Menschen. Über die Tuberkulose und ihre Bekämpfung. Was soll der Sehende vom Blinden wissen? Von der Psyche des Blinden. Der Blinde in der Kunst. Von der Möglichkeit der Eingliederung des Blinden in das Wirtschaftsleben. Ernährung und Krankheit. Sparsame und sachgemäße Ernährung. Rohkost und salzlose Kost im Spiegel wissenschaftlicher Ernährungsforschung. Die Drüsen mit innerer Sekretion als der Generalstab des menschlichen Körpers. — Unsichtbare Krankheitserreger; ihre Übertragung und Bekämpfung. Fortschritte in der Bekämpfung von Infektionskrankheiten. Völkerbund und öffentliche Gesundheitspflege. Die Bedeutung sozialhygienischer Einrichtungen für die Volksgesundheit. Veränderungen der Säuglingssterblichkeit. Bevölkerungsaufbau und Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reich während der letzten 50 Jahre. Die Alkohol- und Rauschgiftnot des deutschen Volkes. — Über die Abstammung des Menschen. Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit. Biologie und Fortpflanzung. Rasse und Volk. Biologie und moderne Weltanschauung. Die Wandlung allgemein-biologischer Grundanschauungen in der Gegenwart. Der gegenwärtige Stand der menschlichen Vererbungslehre und die Eugenik. Entwicklungsmechanik oder Entwicklungspsychologie, ein moderner Zweig der Biologie. Ersatzbildung (Regeneration) und Pfropfung (Transplantation) bei Tier und Mensch.

Naturwissenschaft, Zoologie, Botanik: Naturwissenschaft, Bildung und Denken. Materie und Weltall. Sterne und Atome. — Seelenleben der Tiere (Tierpsychologie). Nestbau und Brutpflege bei den Tieren. Probleme der organischen Zweckmäßigkeit. Schutzfärbung und Anpassung im Tierreich. Die Methode der Tierdressur und ihre wissenschaftlichen Ergebnisse (Dressur von Bienen und Fischen). Das Leben im Wassertropfen. Musik und Gehör bei den Insekten. Die moderne Symbioseforschung. Zwittertum im Lichte moderner Forschung. — Linnes Blumenuhr und Pflanzen als Wetterpropheten.

Abend in Franken

Eine fallende Frucht durchbricht
des Abends Stille
und mahnt,
an Leben zu denken
und an Ernte.
Sonst versänke man,
den Blick getaucht
im weiten Meer der Schönheit,
in Täler.
Wälder führen hinauf
zu Höhen;
die Ketten der Hügel

fangen dich;
darüber noch ein letztes Strahlen
der Sonne.
Dort schon tauchen
Nebel auf —
da,
eine fallende Frucht durchbricht
des Abends Stille
und mahnt,
an Leben zu denken
und an Ernte.

Ernst Hannes Brauer

Eine Miniatur der heiligen Hedwig in Liegnitz

Von Franz Landsberger

Ambrosius Bitschen, der bekannte Stadtschreiber und spätere Bürgermeister von Liegnitz, hat im Dienste seiner Stadt drei Bücher geschrieben bzw. zusammengestellt, die sich noch heute im Liegnitzer Stadtarchiv befinden. 1446 sammelte er sämtliche Angaben über die Rentenschulden der Stadt zu einem „Zinsbuche“; ein Jahr später vereinte er in dem sogenannten „Großen Privilegienbuch“ alle wichtigen Urkunden der Stadt und endlich fügte er 1451 in dem „Geschoßbuche“ die Angaben über die zur Grundsteuer herangezogenen Liegnitzer Grundstücke und ihre Besitzer zusammen. In allen drei Bänden sieht man gemalt das Wappen des Bitschen; das Privilegienbuch enthält aber darüber hinaus noch am Anfang eine seitengroße Miniatur, die wir hier zum ersten Male zur Abbildung bringen, weil sie von besonderer Schönheit ist und die heilige Hedwig, die Schutzpatronin von Schlesien, darstellt¹⁾.

Die Heilige steht auf grauem, tiefgeführtem Erdboden, barfüßig, so wie sie oft, ihrer herzoglichen Würde ungeachtet, zu sehen war. Ein zartgrüner, goldgefütterter Mantel umhüllt stoffreich den Körper; ein weißer Schleier deckt Haupt und Schultern. Über diesem Schleier trägt sie die Herzogskrone, während ihre höhere Würde als Heilige — sie war ja 1267 heiliggesprochen worden — durch einen großen scheibenförmigen Heiligenschein betont wird. Auf der vom Mantel verhüllten rechten Hand trägt sie, von der linken Hand unterstützt, ein kleines Kirchenmodell, Erinnerung an die Stiftung eines Frauenklosters in Trebnitz. Ein violetter, mit goldenen Sternen verzierter Grund dient ihr zur Folie, ein grünes, fensterartig schattiertes Band zur Umrahmung. Weich wie die Farbengebung ist die Gestalt der Heiligen gebildet, die in S-förmiger Kurve nach oben schwingt; weich ist die Gewandung gehalten, die in wohlgeschwungenen Falten und undulierenden Säumen verläuft und die vom rechten Fuße ab ein Stück am Boden entlangschleift. Durch diese Erdverbundenheit, durch den senkrechten Sturz des Faltenbausches unterhalb des Kirchenmodells, durch die Proportionen, die neben der Höhe eine beträchtliche Breite entwickeln, wird der emporsteigenden Gestalt auch wieder etwas Irdischeres beigelegt, und auch die Gesichtszüge sind bei aller Vornehmheit nicht ohne einen Beisatz von erdfroher Kraft.

Das Pergamentblatt, auf dem diese Miniatur gemalt ist, ist das einzige der im übrigen auf Papier geschriebenen Handschrift, und die Heilige findet sich auf der Rückseite dieses Blattes gemalt, also zur Linken der nächsten, bereits papierenen Seite. Unter dem Bilde beginnt, von Bitschen selbst geschrieben, eine Inschrift, die, da der Platz nicht ausreichte, über die nächste Seite geführt ist. Sie lautet:

O pia patrona, pro isto peto labore
Celestia dona. Opus hoc in tui honore
Juris et augmentum huius urbis est adjuventum.

¹⁾ Nur bei Georg Thebesius: Liegnitzer Jahrbücher, Jauer 1733, findet sich ein Stich nach dem Blatte, aber er gibt nur die Halbfigur und auch die nur in barocker Umgestaltung.



9 *¶* pia patrona · pro isto peccato libere
 Selesia dona · opus hoc in tui honore
 fuit et augmenum · quod ordis est aduentum
 In hoc idcirco tunc condem indigne regenti ·

Die heilige Hedwig

Phot. Mertin

Miniatur aus dem Großen Privilegienbuch im Liegnitzer Stadtarchiv

Tribue condenti tunc eandem indigne regenti.
Ambrosius dictus vasallus eiusdem districtus
Bitschen complevit, calculare dum vulgo consuevit
Bis duo C semel M quatuor X semelque septem.

Das heißt in deutscher Übersetzung²⁾: O fromme Patronin, für diese Arbeit bitte ich um himmlische Gaben. Dies Werk dient zur Ehre deines Rechtes und zum Nutzen dieser Stadt. Dem Verfasser, der sie unwürdig leitet, leihe deinen Beistand. Bitschen, Ambrosius genannt, ein Bürger dieses Bezirks, hat (das Werk) vollendet, als er nach der herkömmlichen Zeitrechnung zählte zweimal 200, einmal 1000, viermal 10 und einmal 7 (= 1447).

Diese Zeilen beweisen, daß die Miniatur keine nachträgliche Zutat des Bandes ist, sondern ihm schon von Beginn an gehört hat und daß sie spätestens 1447 geschaffen sein muß, da ja die Inschrift dieses Datum vermerkt. Sie könnte freilich eine Zeitlang vorher bestanden haben, bevor sie in dem Buche Verwendung fand. Dieser Möglichkeit stünde stilistisch nichts im Wege, denn jener weiche Faltenstil, den wir eingangs gekennzeichnet haben, ist schon um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert entstanden. Paul Knötel, der sich mit der Entwicklung des Hedwigstypus in der schlesischen Kunst in einem besonderen Aufsatz befaßt hat³⁾, möchte eine Trennung machen zwischen solchen Hedwigsgestalten, welche noch ohne Herzogskrone erscheinen, und jenen, die diese Kopfbedeckung tragen. Da sich auf schlesischen Siegeln die Herzogskrone bei Fürstinnen das erste Mal 1440 nachweisen läßt — bei dem Siegel der Herzogin Elisabeth von Liegnitz — so möchte er auch die Hedwigsgestalten mit dem Herzogshut erst an das Ende der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts rücken.

Richtig ist, daß auf älteren Hedwigsfiguren die Herzogskrone noch nicht zu finden ist, aber der Schluß ist gewagt, von dem Vorkommen der Herzogskrone auf Fürstinnen-Siegeln auf die genaue Datierung der schlesischen Heiligen zu schließen. Es gibt einige Gestalten der heiligen Hedwig in Plastik und Malerei, welche die Herzogskrone tragen, ohne daß man deswegen so weit in das 15. Jahrhundert hineingehen kann: ich nenne nur die Holzfigur der Breslauer Ursulinerinnenkirche oder die heilige Hedwig auf einem Klappaltar aus Rauske bei Striegau (im Breslauer Kunstgewerbemuseum)⁴⁾, Werke, die man noch in den Beginn des 15. Jahrhunderts setzen muß. Aber andererseits ist es auch möglich, daß unsere Liegnitzer Miniatur erst 1447 entstanden ist, denn dieser „weiche Stil“ ist noch bis um die Jahrhundertmitte zu finden. 1447 ist das Vollendungsdatum des Breslauer Barbaraltars; da haben wir, an der wichtigsten Kunststätte der Provinz, ein ganz fortschrittlich gestimmtes Werk, und hier erst wird der weiche Faltenstil durch einen neuen, mit Brüchen

²⁾ Bei der ich mich der liebenswürdigen Beratung von Herrn Professor Schönaich erfreute.

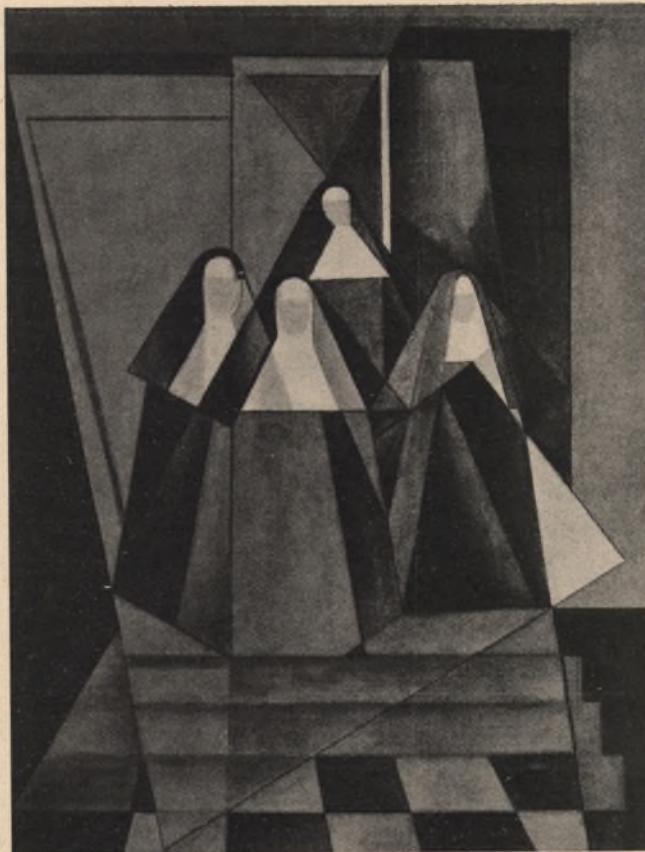
³⁾ In der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 25 (1921) S. 17 ff. und noch einmal in der „Kirchlichen Bilderkunde Schlesiens“, Glatz 1929, S. 84 ff.

⁴⁾ Braune-Wiese: Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters, Lpzg. o. J. T. 51 und T. 175; für die Datierung des Klappaltars vgl. auch meinen Aufsatz „Ein Kapitel schlesischer Malerei“ in dem Sammelbande „Die Kunst in Schlesien“, Berlin 1927, S. 223.

und Knicken arbeitenden, abgelöst, wird die schwingende Haltung durch ein pflockhaftes Stehen ersetzt.

Den Entstehungsort der Liegnitzer Miniatur könnte man sich, nur dem Stil nach geurteilt, allenthalben in Deutschland, vor allem in seinen östlichen Teilen, aber auch in Böhmen und Österreich vorstellen, denn er beherrscht die damalige Kunstsprache in seltener Einmütigkeit⁵⁾. Für die Entstehung in Schlesien spricht das Thema der schlesischen Heiligen, für die Herkunft aus Liegnitz selbst ist geltend zu machen, daß ein ähnlicher Farbenklang, wie er dem Hedwigsbilde zu eigen, auch in den wenigen Initialen zu finden ist, die in den beiden anderen Bänden Bitschens, dem früheren Zinsbuch und dem späteren Geschoßbuche, vorkommen. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Initialen von dem gleichen Verfertiger stammen wie die Hedwigsminiatur. Dann aber kann dieser Maler nur in Liegnitz gearbeitet haben, wo die heilige Hedwig, schon um der Nähe von Wahlstatt willen — hier starb ihr Sohn, der Herzog Heinrich II., den Heldentod — besondere Verehrung genoß.

⁵⁾ Als Miniaturen-Beispiele nenne ich das böhmisch-schlesische Missale der Breslauer Stadtbibliothek Nr. 165 oder die für Herzog Ernst von der Steiermark († 1424) geschriebenen Predigten des hl. Augustin in Wien (Nat. Bibl. Cod. Ser. nov. 89)



Gerhard Neumann: Nonnen

Ein Dichter erlebt Breslau

Von Max Herrmann-Neiße

Vom Frühling 1905 ab wurde ich, wenigstens für die Zeit jeweilig eines Semesters, Breslauer Bürger, akademischer Bürger, Student der Breslauer Universität. Es handelt sich um sechs Halbjahre, — ein siebentes studierte ich in München — und ich will versuchen, ein paar Eindrücke, die mir von damals gegenwärtig geblieben sind, unmittelbar wiederzugeben. Noch nicht ganz neunzehnjährig, sehr kleinstädtisch, stubenhockerisch, hilflos, komme ich an, werde von meinem Vater zunächst bei einer Familie auf der Tauentzienstraße, dort, wo sie an die Ofener Straße grenzt, untergebracht, also in einer Gegend, in der Studenten nicht zu wohnen pflegen, die weit ab von der Universität liegt. Der erste Abend, den ich in Breslau als selbständiger Mensch verbringe: ich gehe einmal ums Viertel, die Tauentzienstraße bis zur Taschenstraße, die Taschenstraße bis zur Gartenstraße, die Gartenstraße bis zur Grünstraße, und dann wieder nach Haus. Alles ist ungewohnt, und ich fühle mich sehr einsam. Das gibt sich dann allmählich, aber nicht so gründlich, wie bei den andern Studien-genossen. Ich bin nun einmal ein „elitziger Mensch“, wie wir Schlesier sagen, einer, der mühsam den Anschluß an andere findet und immer schwierig bleibt. Doch treffe ich mich nun hin und wieder mit einigen meiner Neisser Konabiturienten, sie studieren katholische Theologie, ich hole sie manchmal im Konvikt ab, lerne die Dominsel kennen, die abgeschlossene Welt des Internats, die für mich protestantisch Erzogenen etwas Beunruhigendes hat, und auch die harmlosen Schliche, mit denen diese Konviktoristen sich wenigstens für ihre Ausgangszeit ein bißchen freiheitsähnliches Vergnügen zu verschaffen wissen.

Der Oberlehrer, der lange Jahre am Neisser Gymnasium mein Ordinarius war, zu dem ich schon als Schüler ein freundschaftlich-menschliches Vertrauen hatte, geht oft mit mir spazieren, hinten über die Ohlewiesen, auf Pirscham zu. Es ist köstlich, unter gleichgestimmten Gesprächen in der Natur herumzustreichen, und wenn wir wieder in der Stadt sind, wird der Spaziergang gewöhnlich noch mit einem Abendschoppen in Philippis Weinstuben würdig abgeschlossen; wenn wir uns dann trennen, heißt es mit etwas billigem Bildungswitz: „Bei Philippi sehen wir uns wieder“.

Das sind aber die festlichen Ausnahmeereignisse, das Gewöhnliche ist der Vorlesungsbesuch, einsames Durchstreifen der Stadt und ihrer Umgebung, einsames Sitzen in dem und jenem Lokal. Es ist dennoch schön, in den Korridoren der Universität auf und ab zu gehen, und so sehr die unlebendigen literaturgeschichtlichen Vorlesungen mich enttäuschen, so erregend lebensvoll sind die kunstgeschichtlichen Vorträge Richard Muthers.

Nachmittags fährt man manchmal mit dem Dampfer nach Wilhelmshafen oder Masselwitz oder geht Sonntags zum Konzert in den Zoologischen Garten. Abends schlendere ich die Bierpromenade am Stadtgraben entlang, alle Gärten sind damals noch voll, aus jedem ertönt eine andere Musik, draußen defiliert ein regelrechter Korso von Zaungästen, und wenn ich aus den offenen Fenstern der Vereinszimmer den gemeinsamen Gesang und die animierten Geräusche eines Studentenkommerses höre, komme ich mir närrischerweise sehr benachteiligt vor, möchte dort drin mitmachen, nehme etwas Nichtiges viel zu schwer. Darauf gehe ich ins Kaiser-Wilhelm-Café, das damals am Schweidnitzer Stadtgraben in nächster Nähe

des Denkmals lag, und vertiefte mich bei den Klängen der Zigeunerkapelle lyrisch weiter in meine Schwermut. Im Winter gab es ein ähnliches Minderwertigkeitsgefühl, wenn ich von dem Promenadenweg unterhalb der Liebichshöhe beobachtete, wie sich ein Studentenkörper mit seinen Damen beim Schlittschuhlauf amüsiert. Dafür entschädigte es, in der sicheren Hüt von Kisslings Bierstuben den schweren Stoff zu trinken, und wenn es köstlich war, so war es Eisbier gewesen, und nachher leicht verzaubert in einem Wirbel von Schneeflocken hinauszutreten, vom Portier bereits „Herr Dr.“ genannt zu werden, und in seliger Beschwingtheit heimzutrudeln. Und schließlich gab sich das mit der Einsamkeit und dem Beiseitestehen, wurde auch ein so schwerfälliger Patron wie ich in Breslau heimisch, wurde diese Stadt Breslau, wenn ich so sagen darf, „mein Milieu“. Nun stellten sich gute alte Schulfreunde ein, die ihre ersten Semester in entlegeneren Universitäten absolviert hatten, und ich kam soweit ab von meinem eigenen Wesen, daß ich einer studentischen Verbindung beitrug, wenn auch einer etwas fragwürdigen, längst todgeweihten, und freilich meinerseits von Anfang an mit Sabotagegelüsten. Wie sah damals so ein Studentendasein aus? Man aß für fünfzig Pfennige im Abonnement, sechs Bons drei Mark, im Haase-Ausschank an der Katternecke zu Mittag, an den letzten Tagen des Monats noch billiger im Studentenheim, fuhr gelegentlich nach Oswitz oder Morgenau, Krietern oder Hünern, Hundsfeld oder Sibyllenort zum Tanzvergnügen, trank den Nachmittagskaffee bei Wende auf der Ohlauer Straße oder im Café Ängstlich am Ritterplatz. Einmal in jedem Monat ging man zu Liebich, während der Sommermonate viele Male in den Zeltgarten, dort fanden die Aufführungen im Freien statt und das Entree war so billig, daß man sich leisten konnte, fast jeden Abend einzutreten und sich die Darbietung, die einem besonders gut gefallen hatte, so oft man wollte anzusehen. Ich erinnere mich noch genau einer glänzenden Apachentanznummer, habe noch heut ihre Begleitmusik im Ohr, erinnere mich auch, im Viktoriatheater, dem heutigen Alkazar, zum ersten Mal das Berliner Nelson-Kabarett gesehen zu haben.

Da war aber meine Akademikerzeit schon in ein sehr abenteuerliches Fahrwasser gekommen, ging mir das Probieren längst übers Studieren, hatte ich bereits den Ehrgeiz aufgegeben, mich durch ein Examen amtlich beglaubigen zu lassen, sondern trieb mich lieber in den merkwürdigsten Lebensbezirken herum. Es schien nun einmal von Haus aus mein Schicksal zu sein, die Welt zuerst in den Schenken kennenzulernen, und tatsächlich ist das nicht der schlechteste Ort für die Erforschung der Menschen, denn da geben sie sich am ehesten, wie sie wirklich sind, treffen sie in allen Spielarten zusammen. So hatte ich denn meine Beobachtungen und Erlebnisse in den spezifischen Studentenlokalen, in denen ein nicht akademischer Gast eine Seltenheit war, wie dem „Lichtenhainer“ oder dem „Landsknecht“, in den typischen Breslauer Bräus, die ihr eigenes Bier ausschenken und ihr bürgerliches Stammpublikum aus ihrer Gegend besitzen, bei Wiesner etwa oder in der Krähe oder im Schwarzen Adler, den wir damals den Blauen Affen nannten und wo viele Mitglieder der Oper verkehrten, oder auf der Dominsel im Dombräu. Gelegentlich ging man auch nachts ins Moulin rouge, das damals das mondäne Ballokal Breslaus war, in Studentenkreisen Moulinchen hieß. Auch im Kabarett Imperial am Ohlauer Stadtgraben hatte ich bald eine Gratisdauerkarte, denn das besuchte ich fast allabendlich. Damals begann meine Neigung

zum Brett, zum heiteren Künstlervölkchen, zum Nachtbetrieb. Das Imperial hatte übrigens in seinem Programm ein gewisses Niveau, ich erinnere mich noch an Fritsche vom ehemaligen Wolzogen-Kabarett, an Paul Steinitz, an Hansi Petra, die so samten sang: „Du hast nicht immer Deine achtzehn Jahr, nicht immer dieses rot und weiß, nicht immer dieses Lockenhaar, nicht immer einen, der dich liebt so heiß“. Und da ich dasselbe Programm so und so oft von Anfang bis zu Ende mit Andacht anhörte, gehörte ich bald mit zum Inventar des Hauses, war allen vom Konferencier bis zum Kellner geläufig und durfte nach Vorstellungsschluß mit am Künstlertisch in der Bar sitzen. Noch später hockte ich in den Nachtcafés Kainz und Royal, im Volksmunde Café Räudel geheißen, mit allerlei abenteuerlichem Volk zusammen, den Boxern, die im Zeltgarten auftraten, dem Löwen von Valencia und dem Schrecken von Armenien, die aber hier sehr schüchtern waren, mit verkrachten Studenten, Sonderlingen, Käutzen, und am Morgen kehrte man im Vorbeigehen noch einmal in der Kornblume ein. Oft disputierte ich stundenlang am Neumarkt, während der Morgen sich vor einem graute, mit einer Heilsarmee-Frau und stand hernach mit schwerem Kopf am Oderufer in einer Welt, die schon ganz in Helligkeit und Frische strahlte. Sah den ersten Dampfer nach Ohlau die Anker lichten und wurde nur mit Mühe davon abgehalten, aufs Schiff zu springen und mitzufahren. Es waren Stimmungen von zweideutiger, mulmiger Art, Salto-Mortale-Gefühle — man ließ sich fallen und hatte sich im letzten Moment aufgefangen — und doch sehr fruchtbare, ins Tiefe und Abseitige führende, hintergründige Stimmungen.

Ich erlebte Breslau von der anderen Seite, das Zwischendeck und die Unterwelt dieser eigenartigen Stadt, das Mittelalterlich-Dämonische, was sie heut noch besitzt. Gottlob ist sie keine der glatten, übersichtlich-nüchternen Mustersiedlungen, Gott sei dank geht in ihr noch heute, wie in Prag, Unfaßbares und Zweideutiges um, haben bis in unsere Gegenwart die Gassen, Durchgänge, Kirchenplätze, Geheimniskwinkel der alten Viertel sich ihren Geist und ihre Geister bewahrt. Es war teilweise das Breslau, das in Gerhart Hauptmanns „Kollegen Crampton“ und „Michael Kramer“ und in einem Kapitel von Stehrs „Heilighof“ wiedergegeben ist, und ich selber versuchte einiges davon später in meinem Roman „Cajetan Schaltermann“ nachzuzeichnen. Unmittelbar in und aus dieser Periode meines Lebens wuchs der letzte Akt meines Dramas „Joseph, der Sieger“. Dieser letzte Akt spielt im Café Royal und will die absonderliche Atmosphäre dieses Milieus ausdrücken, in einem fantastischen Spiel, das sich unlenkbar um mich selber dreht, um mich, der zugleich Dichter und Opfer, Verklärer und Entblätterer des Zwiellichttreibens ist.

Damit war ich auch schon endgültig von dem studentischen Dasein losgelöst, das ich zuletzt nur noch kümmerlich als Fiktion aufrecht erhielt. Allmählich ging ich bereits mit Äußerlichkeiten in das literarische Dasein über. Regelmäßig saß ich nun am Spätnachmittag im Café Fahrig, da lag die Neue Rundschau und die Zukunft aus; sie lesen, bedeutete Anschluß an den Geist der Zeit, Teilnahme am lebendigen Begriff deutscher Literatur. Und sah man durch die Scheiben, lag geradeüber das Zwingergymnasium, in dem einst Gerhart Hauptmann Schüler gewesen war. Ich ließ meine Doktorarbeit sein, „Doktor sagt sowieso meine Wirtin zu mir“, hatte einst mein Freund einem Herrn erwidert, der allzu stolz auf diesen Titel war, fuhr nach Neisse zurück und wurde, was man einen freien Schriftsteller schimpft.

Zum Bilde Friedrich von Gentz'

Anläßlich seines hundertsten Todestages am 9. Juni

Von Ernst Lissauer-Wien

Ein Wiener, Guglia, hat seine Biographie geschrieben, etwa drei Fünftel des Lebens hat er in Österreich verbracht, und er ist durchaus verwienert. Aber geboren ist er am 2. Mai 1764 in Breslau; „diese Stadt“, bemerkt Varnhagen in seiner Studie über Gentz, „war in jenem Zeitlaufe von seltener Fruchtbarkeit für die Kunst deutscher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derselbe Funke nach verschiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher bestieg die Kanzel und den Lehrstuhl“. Gentz besuchte die Breslauer Stadtschule, schien aber beschränkt und träge; als jedoch bei einer öffentlichen Prüfung der Vortrag einer größeren Rede aufgegeben war, gewann er zum allgemeinen Erstaunen zusammen mit Ferdinand Fleck — der dann später am Berliner Nationaltheater als überragender Charakterdarsteller wirkte — den ersten Preis. Aber seine Anlagen entwickeln sich nicht, und erst in Königsberg, unter dem Eindruck der Vorträge Kants, verwandelt sich sein Wesen. Die vernunftthafte Klarheit und Stärke Kants berührte die eingeborenen Elemente seiner Natur; denn eine durchschauende, durchhellende Klarheit ist die entscheidende Grundkraft seiner Persönlichkeit. Sie setzt ihn in den Stand, die verwickelten politischen Zustände und Zusammenhänge zu durchblicken, Entwicklungen vorauszusehen und die staatsmännische Quintessenz in Aufsätzen, Denkschriften, Protokollen zu formulieren; sie befähigt ihn der Sekretär der großen politischen Kongresse zu werden. So verzeichnet er in seinem Tagebuch am 5. April 1806, also zu einer Zeit, da er noch nicht im Mittelpunkt der Wiener Geschäfte wirkte, Gespräche mit Metternich zu Dresden, die seine „Eitelkeit befriedigten, weil ich mit sehr unvollkommenen Daten das Ganze doch sehr korrekt beurteilt hatte“, und kraft dieser Gabe über- und durchschaut er die Mächtigen, welche die Dinge der Erde verwalten; kraft ihrer zweifelt er am Sinn der Geschichte, wird zum Skeptiker und Zyniker. Diese Klarheit, diese „hohe und fast dämonische Besonnenheit“, wie sein Biograph es formuliert, wendet sich aber auch nach innen, und zwingt ihn, in Briefen und Tagebüchern, gleichsam in Denkschriften und Protokollen der Seele, seine inneren Zustände zu erhellen, zu kritisieren, zu summieren. Es handelt sich nicht darum, seinen politischen Weg zu zeichnen. Er bewunderte anfangs die französische Revolution, aber infolge der radikalen Entwicklung wurde er ihr Feind; in Napoleon schien sich ihm die Revolution fortzusetzen, und er erkannte die Gefährdung des europäischen Staatensystems. Seine publizistische Wirksamkeit — Bücher, Broschüren, Aufsätze, Redaktion politischer Zeitschriften —, machen ihn berühmt, nicht nur durch die Kraft der Einsicht, sondern durch die meisterliche Prosa: Übersichtlichkeit ist ihr sofort ins Auge fallendes Kennzeichen; er bevorzugt Hauptsätze; alles ist klar verbunden, — was sich im häufigen Gebrauch des Doppelpunktes abspiegelt, der, nach Wilhelm Schäfers Urteil, sich in guter Prosa häufig findet —. Während dieser publizistischen Tätigkeit war Gentz, seit 1785, als Beamter bei verschiedenen Zentralstellen der preußischen Verwaltung tätig; 1802 zieht die österreichische Regierung diese außerordentliche Begabung nach Wien.

Es ist schwer, in den Wandlungen eines Menschen gewisse Punkte des Übergangs zu fixieren, zumal bei einer dermaßen fluktuierenden Seele; doch kann man vermuten, daß der Napoleonische Sieg von 1809 jenen Pessimismus ausgelöst hat, der Gentz' Verhältnis zu Politik und Geschichte in wachsendem Ausmaß durchfärbt; aber dieser öffentliche Pessimismus steht in vollem Gegensatz zu dem sinnlichen Optimismus seiner Lebensauffassung und -führung.

Der bürgerliche Publizist Friedrich Gentz wird nun zum k. k. Hofrat von Gentz, die gesellschaftliche Stellung, der geistige Einfluß übersteigen bei weitem seinen Rang. Man nennt ihn „den Sekretär Europas“, „die Feder Europas“; nach unserer heutigen Vorstellung ist er etwa Pressechef der Staatskanzlei, zugleich persönlich zugeteilter Staatssekretär des Kanzlers Metternich. All dies wird vielfältig gesteigert durch seine persönlichen Beziehungen, vor allem seine Freundschaft mit dem Kanzler, dessen Gattinnen und Freundinnen. Gentz gehört zur „Gesellschaft“, zu jenen paar hundert Personen der obersten Aristokratie, die sich täglich, manchmal zweimal am Tage, bei Empfängen und Soupers treffen, und die *entre poire et fromage* oft die wichtigsten Geschäfte erledigen.

Um dieses Leben führen zu können, braucht er Geld, viel Geld, immerzu Geld. Schon als Knabe hatte er leichtherzig, leichthändig Geld erhalten und verschenkt, schon in seinem Berliner Tagebuch ist oft von Sorgen, Schulden, Geldgeschenken die Rede. Das Geld fließt ihm leicht und in Fülle zu, wie einem heiteren See, und ebenso leicht strömt es fort. Er gemahnt in diesem Betracht — und nicht nur in diesem — an Casanova, nach dessen Memoiren man die Ebbe und Flut seiner Geldverhältnisse errechnet hat.

Als er 1803 aus England zurückkommt, erscheint ihm seine Barschaft, in festländischer Währung, unermesslich, und er verschwendet ohne jedes Maß. Silvester 1814, also während des Wiener Kongresses, zieht er, wie auch sonst nicht selten, die Bilanz des Jahres, hier aber auch die finanzielle und schreibt auf französisch in sein Tagebuch: „Das Ende dieses Jahres war glänzend. ... Ich hatte in den letzten beiden Monaten ... außerordentliche Einnahmen von 48000 Florins. Im Ganzen haben sich meine Einkünfte auf mindestens 17000 Dukaten belaufen“. Er vermerkt weiter, daß er einen großen Teil seiner Schulden bezahlt hat — also trotz den riesigen Eingängen nicht alle —, daß er seine Einrichtung vervollständigt und verschönert habe, und daß er seinem Personal viel Gutes habe erweisen können. Außerdem aber erhielt er jährlich für seine Berichte an den Gospodar der Walachei Renten bis zu 4000 Dukaten; als sie infolge des Russisch-Türkischen Krieges aufhörten, war er ständig in Geldverlegenheit, ohne seine breite Lebensweise im geringsten einzuschränken. Seine Verbindung mit den Rothschilds wird immer enger, schließlich schreibt er für sie gleichsam diplomatische Berichte, die Salomon, der Chef des Wiener Hauses, bei seinen Brüdern in Frankfurt, London, Paris und Neapel umlaufen läßt. Diese Darstellungen waren für die Bankherren natürlich unschätzbar: Gentz brauchte, wie einer von ihnen nach seinem Tode äußerte, nur auf einen Zettel die gewünschte Summe zu schreiben, und erhielt sie. Wenn diese Erzählung auch übertreiben mag: Gentz hat außerordentliche Beträge von ihnen empfangen, aber auch von anderen Seiten strömten ihm beständig Geschenke zu: am 10. Mai 1815 vom Großherzog von Baden, am 23. November 200 Napoléons von Preußen,



Mit Genehmigung der Galerie
Flechtheim, Berlin

seine Tagebücher vermerken dergleichen allenthalben. Conte Corti behandelt in seinem weithin aufschlußreichen Werk über die Rothschilds naturgemäß auch ihre jahrzehntelangen Beziehungen zu Gentz; er gebraucht gelegentlich den Ausdruck „bestechen“. Der Historiker Fournier erzählt, daß er fremde Diplomaten informierte und sich von deren Höfen dafür entlohnen ließ, betont jedoch, daß keineswegs an Verrat irgendwelcher Staatsgeheimnisse zu denken sei, und daß Gentz' Adressaten nicht erfuhren, was zu verschweigen war. Übrigens wurden auch Gentz' Briefe, wie die meisten, „perlustriert“ und „interzipiert“, das heißt: geöffnet und abgeschrieben; er wurde bespitzelt, und er wußte, daß über die Gespräche, die er in seinen Salons führte, dem Polizeiminister und dem Kaiser berichtet ward. Jedoch ob Verrat oder nicht: diese gesamte Verquickung von Geld, Politik, offiziellen Denkschriften, offiziösen Berichten, privaten Informationen, diese Mittlerschaft von den Rothschilds zu Metternich und wieder von Metternich zu den Rothschilds, ist's nicht Bestechung, so ist es die bare, pure, eitle Korruption. In dieser lauen, verschwommenen, von sich kreuzenden Interessen und Interesschen durchsetzten Atmosphäre fühlte sich Gentz wohl. Er wußte, was

seine Gaben wert waren, und er verwertete sie, er handelte mit seinem Geist. Gentz kannte den Wert gesellschaftlichen Auftretens, das „Superarbitrium des Reichtums“: daß er großartig lebte, überall zu sehen war, Beziehungen pflegte, kam seinem Einfluß zu gute. Jene Lässigkeit und Schlaffheit des Knaben hat sich vom Intellekt auf den Charakter geschlagen: er leistet eine Unmenge geistiger Arbeit, sein Fleiß ist außerordentlich, er führt eigene Tagebücher über seine Lektüre, aber er macht mit. Schon 1803 schreibt er aus Wien, er habe „zwar nur erst einen Kammerdiener und zwei Livreebedienten, aber es wird schon ärger kommen ... habe schon hübsche Meubles und lebe rasend gut.“ 1813 aus Prag: „Das ist das wahre Eau de Portugal, in Form und Substanz klassisch. Wohlgerüche sind ein Hauptumstand im Leben.“ Seine Wohnung war überreich an Fußdecken und Kissen. „Seine Üppigkeit“, sagt Varnhagen, „ging nie auf große Gegenstände und bedeutende Einrichtungen, war aber unmäßig in kleinen Dingen.“ Und so erzählt Metternich in seinen Denkwürdigkeiten, daß Gentz in Venedig nicht der Markusplatz entzückt habe, die Kirchen und Paläste — „je größer die Paläste sind,“ bemerkte er, „desto schlechter heizen sie sich“, — sondern die „wundernetten kleinen Gassen“. Metternich hatte dies vorausgesagt, „denn Gentz liebt alles, was klein ist“. Er besaß nicht die Andacht „zum Unbedeutenden“, die das Biedermeier kennzeichnet, aber er schätzte das Behagen, das gerade von den kleinen Dingen ausgeht. Ums Behagen geht es Gentz vor allem: am 22. August 1824 notiert er zum Beispiel: „Dies war einer der angenehmsten Tage, die ich seit langer Zeit genoß. So wohl hatte ich mich lange nicht befunden! Ich fühlte mich, als ich zu Bette ging, recht eigentlich glücklich.“ Beständig verwechselt Gentz Glück und Behagen. Metternich meinte, Gentz fürchte alles, was nicht klein sei, und Varnhagen berichtet: „Er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrten, Waffengeklirr, Volksgeschrei, kurz alles und jedes, mit dem sich nicht reden ließ, und, wo keine Argumente galten“, das heißt, wo Rede und Ratio versagten.

Er kämpfte gegen den „Gedanken der Zeit“, den Liberalismus, er hatte entscheidenden Anteil an den „Karlsbader Beschlüssen“ gegen Volksvertretungen, gegen Freiheit der Presse und Universitäten. Daraus ist ihm an sich kaum ein moralischer Vorwurf zu machen, oder jedenfalls nur in einem überpersönlich geschichtlichen Sinn. Die Weltgeschichte, so argumentierte er, ist in einem ewigen Flusse, die große Mehrzahl erstrebt blind das Neue, und nur einige wenige Einsichtige vermögen, wohlthätig hemmend, den allzu jähren Ablauf zu verlangsamen. Übrigens empfahl Gentz in den dreißiger Jahren eine größere Nachgiebigkeit gegen die demokratischen Bestrebungen und galt in dem allerdings stockreaktionären Getriebe der Staatskanzlei als ein sozusagen Fortschrittlicher. Gentz war konservativ aus Überzeugung und Instinkt. Er hatte die französische Revolution ungeheuer entarten und zuletzt in die napoleonische Alleinherrschaft umschlagen sehen; Metternich war der Diktator, den er nach dem Zusammenbruch von 1809 für die österreichischen Monarchie ersehnte. Jedoch, als er selbst im Mittelpunkt der Geschäfte stand, erkannte er die Hohlheit und Jämmerlichkeit, mit der die regierenden Schichten Politik machten. Sylvester 1814 nennt er den Anblick der öffentlichen Zustände „finster ... in Folge der Mittelmäßigkeit und Albernheit (ineptie) fast aller Mitspielenden, aber da ich mir nichts vorzuwerfen habe, so dient die genaue Kenntnis dieses erbärmlichen Verlaufs und aller

dieser armseligen Wesen, welche die Welt regieren, weit entfernt, mich zu betrüben, meiner Ergötzung, und ich genieße dies Schauspiel, als gäbe man es eigens, damit ich mein Taschengeld verdiene". Und so schrieb er bereits am 21. April 1814, nach dem Pariser Frieden, an Rahel Varnhagen: „Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch von der Narrheit fast aller andern und meiner — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen.“ Aus dieser Einsicht zieht er keinerlei Folgerung: nach wie vor kämpft er für diese Regierungen, für die Stabilität dieser Verhältnisse. Es ist ihm keineswegs unerträglich, inmitten dieser also durchschauten Welt zu leben, vielmehr er benützt sie (jouir) und lebt „rasend gut“. Sein Herz ist vertrocknet, wie der Freiherr vom Stein es ausdrückt. Als Owen 1818 dem Aachener Kongreß Pläne zur Bekämpfung des Arbeiterelends vorlegen wollte, äußerte er: „Wir wünschen gar nicht, daß die große Masse wohlhabend und unabhängig werde; wie könnten wir sie sonst beherrschen?“

Also ein schlechter Kerl, und das Wort der Rahel, die ihm ein Leben lang befreundet gewesen war, erscheint als endgültiges Zeugnis: „Wo nimmst du den Mut zu soviel Feigheit, solch verbrecherischer Schlawheit her?“ Jedoch nach seinem Tode schrieb sie: „Viele Menschen muß man Stück vor Stück loben und sie gehen nicht in unser Herz mit Liebe ein, andere, wenige, kann man viel tadeln, aber sie öffnen immer unser Herz, bewegen es zur Liebe. Das tut Gentz für mich, und nie wird er bei mir sterben.“ Und dies ist nun das Merkwürdige: den gleichen Eindruck empfängt der Nachgeborene ebenfalls. Derselbe Gentz, der aus unsinnigen Staatsdoktrinen heraus jenen empörenden Satz zu Owen sprach, sorgte mit wahrer Liebe für seine Angestellten, die ihm, wie sein Kammerdiener und dessen Familie, aufs herzlichste anhingen. Es ist höchst charakteristisch für Gentz, daß seine Hellsichtigkeit sofort den Aufstieg der Massen als gefährlich im Sinne des bestehenden Systems erkannte, und daß er geistig über das Elend hinweg sah, dessen körperlicher Anblick seine Weichheit nicht ertragen hätte, daß er aber, im Stil der Klasse, in die er aufgestiegen war, von patriarchalischen, durchaus persönlich gefärbten Empfindungen gegen seine Leute erfüllt war. Weiter: eben der Zyniker, der an den Weltläuften enttäuscht, immer mehr dem egoistischen Genuß verfällt, klagt sich an und verurteilt sich mit jener Hellsichtigkeit, von der mehrmals gesprochen ward. Seine Briefe an Freundinnen, wie Rahel Varnhagen, oder an Johannes von Müller, eigentlich fast alle seine persönlichen Briefe stammen aus einem unmittelbaren Menschen, aus einem Herzen, aus einer Natur. Und in diesem Sinne beleuchtet seine Liebe zu Fanny Elßler sein Wesen, und empfängt selbst neues Licht. Ein Sechszundsechzigjähriger gewinnt die Liebe einer berühmten Tänzerin von neunzehn Jahren, die, wie er wohl weiß, „nur hätte winken dürfen, um zehn Liebhaber für einen, um die Einnehmendsten und Mächtigsten zu ihren Füßen zu sehen ... ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen, und noch obendrein eine Theaterperson, gewinnen konnte, anzubieten“. Und nun brechen die herrlichen Worte aus ihm heraus: „Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als sie mich kennen lernte, wußte sie nicht, ahnte nicht, daß es eine solche Liebe gäbe;

und hundertmal hat sie mir gestanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom ersten Augenblick an mit ihr umging ... eine neue Welt eröffnet hätte. Hier allein liegt der ganze Schlüssel der Erscheinung." Gentz bekennt, daß er sich selbstverständlich nie einbildete, „(denn mein Verstand verläßt mich in der heftigsten Leidenschaft nicht), daß sie sich in mich verlieben könnte“; mit Gentzischer Klarsichtigkeit bestimmt er ihr Gefühl als „ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes“, „und es gelang mir denn auch wirklich — so wie dem Menschen alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit strebt, — dies Gefühl dergestalt in ihr zu gründen und zu befestigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte“. Man müßte den ganzen Brief anführen, von ihm strahlt eine seelische und sinnenhafte Intensität aus, die, zumal nach diesem lockeren, laschen, laxen Leben, erstaunlich ist: als ob die stärksten Kräfte dieser Seele niemals erweckt oder doch als ob sie seit vielen Jahrzehnten verschüttet gewesen seien. Wir gedenken der Leidenschaft, mit der wenige Jahre zuvor Goethe, nur wenige Jahre älter als Gentz, die junge Ulrike von Levetzow umwarb. Die Gewalt der „Marienbader Elegie“ erzittert in Gentz' Briefen nicht, aber ihm gelang das Wunderbare, er fand Gegenliebe im vollsten Sinne des Wortes: sie war, nach seinem eigenen Wort, zugleich seine Geliebte, sein getreues Kind, seine gelehrige Schülerin, die er mit väterlicher Sorgfalt erzog. Und wie Rahel des Toten liebevoll gedachte, so schrieb sein um dreißig Jahre jüngerer Freund Prokesch — Diplomat und Offizier — ein halbes Jahr nach seinem Tode in sein Tagebuch: „Der Mann, den ich am meisten achtete im Leben, war ein Mann voll Schwächen, Gentz. Er war ein Mensch! Ich weiß nichts Besseres über ihn zu sagen.“ Vorher hatte er geschrieben „Die Weltgeschäfte

ekelten ihn an, desgleichen die Menschen“. Gentz' Herz, er hatte es selbst gewußt, war seit langem vertrocknet, aber die Liebe hatte es noch einmal erweckt. Nicht kraft seiner Schriften, seines Geistes, seiner Wirksamkeit lebt Gentz fort: um dieser Liebe willen gehört er der Geschichte des menschlichen Geschlechtes an. Seine Seele gewann Kraft, den ungeheuren Abstand der Zeit, der ihn von der Geliebten trennte, zu schließen. Die Liebe nahte sich seiner verruchten und verirrtten Seele, wie in Goethes großem Gedicht die Gottheit dem Mädchen, und trug sie „auf feurigen Armen gen Himmel empor“.



Ernst Lissauer
Zeichnung von Elfriede Meier-Lanz

RUNDschau

Schlesische Not — Schlesische Tage

Der Schlesische Kulturring hat vor kurzem eine eindrucksvolle Kundgebung veranstaltet, die von zahlreichen, um das Kulturleben Schlesiens bemühten Persönlichkeiten besucht war. Nach dem Vortrag zweier Sätze aus dem Mozartquartett A-Dur begrüßte Professor Gustav Wolf, der Direktor der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule und zugleich der Vorsitzende des Kulturrings, die Anwesenden und begründete mit klugen und warmen Worten in einer Zeit so sehr gefährdeter Kultur die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, um auf diese Weise die Stoßkraft des einzelnen zu verstärken. Dann betrat Professor von Gosen, der Altmeister schlesischer Plastik, das Vortragspult und gab in längerer Rede eine Darstellung der äußeren, aber auch der inneren Not, in der sich der Künstler unserer Tage befindet. Wenn wir uns auch nicht mit jeder einzelnen seiner Ausführungen decken können, wenn wir vor allem die gegenstandsferne Kunst unserer Tage, der eine Anzahl unserer besten Künstler gehören, in viel positiverem Sinne bewerten als der Vortragende — auch sie kann Träger tiefsten Gehaltes sein! — so haben wir, vielfachen Wünschen entsprechend, diese Rede gleichwohl im vollen Wortlaut hier zum Abdruck gebracht, weil sie von besonderer menschlicher Wärme durchglüht und von innerster Überzeugung getragen war und darum auch einen starken Eindruck auf die Hörer auszuüben vermochte. Als letzter Sprecher erschien Hermann Stehr, der große schlesische Dichter. Er ging auf die Anfänge schlesischer Siedlung zurück, da sich der große schlesische Stamm zu bilden begann, dieser kulturell so hoch begabte Stamm, dessen vielseitige Produktivität selbst in diesen Nottagen nicht vernichtet werden darf. Mit dem ersten Satz und den Variationen von Haydns Kaiserquartett schloß diese Veranstaltung, die bei aller Feierlichkeit den Hörer nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß ihr eine tiefe Erregung zugrunde lag, eine Erregung über die geringe Beachtung, die Schlesien neuerdings von seiten des Staates und Reiches erleidet. Hoffen wir, daß der Kulturring, der erst nach langen, zeitraubenden Vorarbeiten zum Abschluß seiner weitschichtigen Organisation gekommen ist, dieser Kundgebung bald eine energisch vorstoßende Tatkraft folgen läßt, um von schlesischen Kulturinstitutionen zu retten, was noch zu retten ist.

Es hat etwas wahrhaft Ergreifendes, zu sehen, wie trotz der bergehohen Schwierigkeiten die

Initiative nicht erlahmt, in unserer Heimat auch weiterhin kulturell zu arbeiten und zu wirken. Soeben erscheint das Programm der „Schlesischen Tage“ — so nennt sich jene Reihe von Veranstaltungen, die sich um den 70. Geburtstag Gerhart Hauptmanns herumranken und darum auch in der Eröffnung der Gerhart-Hauptmann-Ausstellung und des Gerhart-Hauptmann-Theaters in Breslau unter Anwesenheit des Dichters ihren Höhepunkt erreichen werden. Man hat aber absichtlich den Gedanken der Hauptmann-Ehrung nicht auf die Provinzialhauptstadt beschränken wollen: überall sonst werden Hauptmann-Spiele veranstaltet, von Berufsschauspielern, aber auch von Laienspielern; so wird z. B. in Bad Warmbrunn „Hanneles Himmelfahrt“ von der dortigen Staatlichen Aufbauschule gespielt, und man kann sich vorstellen, welche Echtheit die Kinderszenen dieses Werkes bei solcher Darstellung gewinnen werden. Man hat dann den Umkreis der Veranstaltungen auch auf andere schlesische Dichter und über die Dichtkunst hinaus auf Musik und bildende Kunst, auf Heimat und Volkstum und selbst auf sportliche Veranstaltungen erstreckt. Daß man bei dieser Fülle von Darbietungen Gefahr läuft, das Niveau nicht immer halten zu können und den Mittelpunkt aus den Augen zu verlieren, ist hier schon gesagt worden. Aber andererseits hat es auch wieder etwas Rührendes, das schlesische Leben unter dem Anhauch seines großen Dichters in solcher Fülle erwachen und sich entfalten zu sehen, und man wird in dieser Freude an der Vielfalt selbst schon wieder ein Charakteristikum des Schlesiers erblicken.

Dr. Günther Grundmann, in dessen Händen die organisatorische Zusammenfassung, aber auch in vielen Fällen die Betreuung aller dieser Veranstaltungen liegt, hat damit eine verantwortungsvolle Aufgabe übernommen, deren Schwierigkeiten um so größer sind, als man in heutiger Zeit nicht aus dem Vollen zu schöpfen vermag, sondern mit größter Sparsamkeit zu Werke gehen muß. Aber wir haben gerade zu seiner, um das Heimatleben Schlesiens seit Jahren verdienster Persönlichkeit das Vertrauen, daß er zuwege bringen wird, was unter solchen Umständen erwartet werden kann. Und so sehen wir denn diesen „Schlesischen Tagen“, die schon am 12. Juni in Breslau mit einem großen Trachten- und Sängerkzug ihren Anfang nehmen, mit Erwartung entgegen.

Landsberger.

Berliner Frühjahrsausstellungen

Das Kunstleben der Reichshauptstadt hat in diesem Jahr eine wesentliche Einbuße dadurch erlitten, daß die beiden wichtigsten Frühjahrsausstellungen, die sonst von der Akademie der Künste und der Berliner Sezession veranstaltet wurden, ausgefallen sind. Bei der Akademie ist der Grund

in den wesentlichen Personalveränderungen zu suchen, die durch die Aufnahme einer größeren Anzahl für das moderne Deutschland künstlerisch und geistig maßgebender Persönlichkeiten erfolgten. Dadurch müssen sich zwangsläufig Verschiebungen in der Gesamthaltung der Akademie

in der Frage der Jurierung u. a. ergeben. Offenbar läßt man nun, um Beruhigung und Klärung eintreten zu lassen, eine gewisse Zeit verstreichen, und darüber ist die diesjährige Frühjahrsausstellung ausgefallen, äußerlich motiviert durch die mehrmonatige Belegung der Räume der Akademie durch die berühmte Goethesammlung Kippenberg. Bei der Sezession scheinen mehr wirtschaftliche Gründe maßgebend zu sein. Dort sind Kollektivausstellungen einzelner an die Stelle des wünschenswerten Gesamtüberblicks getreten. Dagegen sind die anderen Verbände rühriger gewesen. Der Berliner Künstlerbund veranstaltet bei Amsler & Ruthardt eine Ausstellung „Das kleine Format“, die wohl weniger beabsichtigt, neuschöpferische Leistungen an die Öffentlichkeit und zur Kritik zu stellen, als dem Verkauf an ein breiteres Publikum zu dienen. Diese Schau wird beachtenswert durch eine ganze Folge kleiner Arbeiten der Grete Bernstein-Landsberg, die hier nicht nur von Schlesiern, sondern überhaupt am besten sind. Als rechte Kleinmeisterin des Ölbilds ist sie besonders prädestiniert, diese Ausstellung zu beschicken. Die ganze Liebenswürdigkeit ihres weiblich-weichen Talents kommt hier frei zur Entfaltung, ob sie nun eine Kleinstadtstraße vorführt, oder Kinder im Cafégarten oder am Flußufer.

In den schönen neuen Räumen des Vereins Berliner Künstler finden sich zwischen vielen anderen einige Pastelle und Zeichnungen von Raphael Schuster-Woldan, zum Teil älteren Datums. Man sieht voll Respekt, mit welcher liebevoller Intensität sich der Maler in das Studium alter Meister, Raphael und Leonardo einerseits, der Meister des Rokoko andererseits, versenkt hat. Zarte Strichführung und die eklektische, aber doch sehr geschmackvolle Ausdrucksart haben hier etwas wirklich Apartes von sympathischer Qualität erstehen lassen.

Im Schloß Bellevue hat wieder, wie alljährlich, der große Jahrmarkt der „Großen Berliner Kunstausstellung“ seine Pforten geöffnet. Einiges Gute ist leider fortgeblieben; vor allem hat man sich die Sonderausstellungen gespart, die in früheren Jahren das Gesamtbild beleben halfen. Dadurch ist diese Ausstellung nun um ein vieles langweiliger geworden als sonst. Legionenweise ziehen die belanglosen Machwerke jener Auchkünstler und Dilettanten auf, die in der Sprache ihrer Großväter reden wollen, um damit das fehlende Talent liebenswürdig zu umschreiben. Auch die Gruppe der Abstrakten fällt diesmal sehr ab. Neben einigen Sezessionisten fallen aber ein

paar Schlesier auf, die etwas zu sagen haben. Da sind zwei hübsche, humorvolle Impressionen der Bernstein-Landsberg, noch lockerer und skizzenhafter als sonst. Konrad von Kardorff zeigt zwei gute Arbeiten, das schöne Porträt des Malers Partikel bei der Arbeit und „Ahrenshoop“. Diese Bilder beweisen, daß die Qualitätslinie dieses Künstlers, entsprechend unseren früheren Feststellungen, weiter erfreulich ansteigt. Hans Baluschek hat seine Technik in der Richtung zum Malerischen vorteilhaft aufgelockert. Das Bild „13 Uhr“, das an frühere ähnliche Werke erinnert, zeigt Arbeiterfrauen im Fabrikhof, im Hintergrund Lokomotive und Gleisanlage. Die Eisenbahn, die schon fast zum Signum dieses Künstlers geworden ist, spielt auch bei der gutkomponierten „Dorfarmen“ die Hauptrolle.

Die Deutsche Kunstgemeinschaft vereinigt allerlei Verschiedenes zu einer Frühjahrsausstellung. Neben Kaethe Kollwitz, Gawell und Pechstein sind die schlesischen Künstler vertreten, die schon zum Stamm dieses Hauses gehören. Von Willy Jaeckel hängt da eine Reihe eindrucksvoller Blumenstücke. Streng einfach und kraftvoll in der Komposition, gewagt, aber bestens gelungen in der Farbe, erweisen sie sich wiederum als Werke eines unserer eigenwilligsten Künstler. Viel massiger, kompakter, aber in seiner so ganz anderen Art ebenso ansprechend, wirkt der Feldblumenstrauß von Paul Plontke. Die große Verschiedenheit der Temperamente wird hier deutlich. Was bei dem einen, in der Vielheit zusammengestellt, doch duftig und zart wirkt, ist beim anderen in aufs äußerste reduzierter Beschränkung einfach und wuchtig. Auch von Wolf Roehricht sieht man ein Blumenstück. Interessanter aber ist sein „Nil bei Assuan“, in kräftigen, vielfältig wechselnden Farben komponiert. Erwähnt seien noch ein paar hübsche Landschaften von Georg Lebrecht, mehr gut gekonnt freilich, als temperamentvoll geschaffen. Ein „Teich im Riesengebirge“ interessiert uns thematisch, während das „Fischerhaus“ wohl sein bestes Stück ist.

Die Galerie Flechtheim hat 111 Porträts von Plastikern zusammengestellt, darunter eine schöne Folge von Arbeiten der Renée Sintenis. Neben den markanten Köpfen von Grätz und Ringelnatz, den schönen Porträts von Toller und Weiß, zeigt sie eine Reihe von Sportsleuten, darunter Nurmi, den Boxer Hartkopp, den Tänzer Reinhardt (siehe unsere Abb. auf S. 215) usw., alles in gewohnter Meisterschaft und nie langweilig.

Max Goering.

Musik

Eine Werbeveranstaltung des Vereins „Opernhilfe“ lenkte die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wieder einmal auf die Gefahren, welche durch Verweigerung staatlicher Unterstützung unserm Operninstitut drohen. Man hört zweifelnde Stimmen: haben solche Werbungen die Wirkung, die man von ihnen erwartet? Lassen sich die Männer, bei denen die Entscheidung liegt, durch Kundgebungen beeinflussen, können sie sich noch beeinflussen lassen oder haben die Verhältnisse nicht bereits entschieden, so daß den Maßgebenden Handlungsfreiheit genommen ist? Wenn man das annehmen müßte, wären Werbeveranstal-

tungen erst recht nicht überflüssig; nur müßten sie das Moment der Selbsthilfe stärker in den Vordergrund schieben. Und man müßte die Fragen der gesamten Kunstpflege zur Debatte stellen. Es ist zu untersuchen, ob die öffentliche Musikpflege, die eigentlich noch ganz in den Bahnen der Vorkriegszeit gleitet, der geistigen und der ethischen Struktur unserer Zeit entspricht. Es handelt sich darum, die Form der Kunstpflege mit der inneren Einstellung der Menschen zur Kunst und mit den äußeren Lebensbedingungen in Übereinstimmung zu bringen. Das Problem ist umfassend und tief. Es wird heutzutage der Fehler

gemacht, daß kulturelle Fragen einseitig betrachtet werden. Das Ergebnis ist Flickarbeit, Klitterung. Die Krise bleibt permanent, selbst dann, wenn Teillösungen gefunden und durchgeführt werden. Da Theaterangelegenheiten sehr häufig behandelt werden, hat es den Anschein, als wenn in ihnen der Konzentrationspunkt der Kulturnöte liegen würde. Es wird aber dadurch nur eine Stelle beleuchtet, und zwar eine Stelle, die sich nur äußerlich scharf abgrenzt, in Wirklichkeit aber mit allen andern Gebieten der Kunstpflege in Verbindung steht. Gewiß würde eine Gesundung der Theaterverhältnisse regenerierend wirken, aber diese Gesundung ist nicht nur eine estattechnische, nicht einmal eine rein künstlerische Frage, sondern sie hängt von dem Gleichgewicht zwischen der Kunstübung und ihrem zeitgemäßen Sinn ab. Die Sinnbestimmung ist für Oper, Konzert, Schul- und Hausmusik heute das Wesentliche. Von ihr aus sind praktische Maßnahmen abzuleiten. Es ist außerordentlich schwer, gerade die Fachleute davon zu überzeugen, daß in der Form der Musikpflege gewohnte Bahnen verlassen werden müssen. Wenn alte Zustände zerbrechen, weil neue Voraussetzungen entstanden sind, so ist es doch widersinnig, trotz der neuen Prämissen auf die Wiederherstellung der alten Zustände hinzuwirken. Man darf der Frage, ist für eine Stadt wie Breslau die vielleicht vier- oder fünfmonatige Opernstagione mit erstklassigen Vorstellungen nicht sinnvoller als die zehnmonatige Spielzeit mit lückenhaftem Personal und z. T. unfertigen Einstudierungen? Ist die mit dem traditionellen Betriebe verbundene Überanstrengung der Philharmonie noch künstlerisch zu rechtfertigen, ja, ist der ermüdete Apparat überhaupt noch tragfähig und tragbar? Erfüllen die Chorkonzerte alten Stils, die nur noch durch eine beinahe unwürdig gewordene Hausiertätigkeit der Veranstalter finanziert werden können, ihre kulturelle Aufgabe? Sind die zuschußbedingten Solistenkonzerte vom sozialen Standpunkte aus noch zu rechtfertigen? Auf diese Frage läßt sich innerhalb dieser räumlich beschränkten Ausführungen keine entscheidende Antwort geben. Die Beantwortung greift tief in bestehende Verhältnisse ein, berührt Gesundes und Krankes, muß sich auf Wandlungen und neu entstandene Gesetzmäßigkeiten innerhalb der Gesellschaftsordnung, auf geistige und soziale Strömungen beziehen. Die Beantwortung wird durch den Mangel an festen Richtlinien für die kulturellen Ziele der Zeit erschwert. Aber an der Fragestellung kommt man nicht vorbei, heute nicht mehr. Auch die Furcht vor dem Experiment, die Angst vor Irrtümern und Fehlern darf kein Hindernis sein, die Kräfte zu einer Lösung, die das Problem an der Wurzel faßt, anzuspannen. Vor kurzem hat sich der Schlesische Kulturring der Öffentlichkeit vorgestellt. Er ist die Gemeinschaft,

die, weit über aktuelle Notstandsarbeiten hinausgehend, die Gleichgewichtsbestimmung zwischen allen Gebieten der Musikpflege und den Zeitverhältnissen versucht und praktische Maßnahmen empfiehlt.

Die Oper beginnt mit der Vorstellung von Bewerbern um vakant werdende Fächer. Am wichtigsten erscheint uns die Kapellmeisterfrage. Sie ist seit Oppenheims Rücktritt akut. Vor zwei Jahren, ja, selbst noch voriges Jahr, hätte man als einfachste Lösung die Wiederverpflichtung Lerts vorgeschlagen. Vieles spricht auch jetzt noch dafür, aber — wir wiesen in einem unserer letzten Berichte darauf hin — nicht mehr alles. Jedenfalls sollte man vor Erledigung der Frage auch andere Persönlichkeiten dem Publikum vorstellen. Das Letzte, was Lert hier dirigierte, war das 11. Abonnementkonzert der Philharmonie. Nicht alles, was dabei geschah, ist gutzuheißen. Auf die Serenade für Blasinstrumente von Richard Strauß hätte man gern verzichtet. In den Abonnementskonzerten braucht man den Raum für wertvollere Sachen. Ob Lert für das Engagement des Geigers Diez Weismann verantwortlich zu machen ist, läßt sich nicht sagen. Herr Weismann ist ein tüchtiger Violinist, aber kein Künstler, der für die Ansprüche, die das Publikum der Abonnementskonzerte zu stellen berechtigt ist, ausreicht. Er spielte eine Ciaconna von Vitali-Respighi mit schönem Ton, das Edur-Konzert von Bach so, wie es eben ein starker Dilettant spielen kann. Daß das Konzert so stillos wirkte, lag auch daran, daß es Lert mit viel zu großem Orchesterapparat vortrug. Was man in dem Konzert bejahren konnte, war die warmblütige Interpretation der 4. Symphonie von Brahms.

Die Oper brachte eine reizende Neuheit heraus: Spiel oder Ernst? Text von Paul Knudsen, Musik von Emil Nikolaus von Reznicek. Ein witziger, komödiantisch beschwingter Einakter mit eleganter, klanglich entzückender Musik. Für solche Stücke haben wir leider keine einheitliche Besetzung aufzubringen. Lediglich Heinrich Pflanzl traf den Lustspielton. Unter Besetzungsschwierigkeiten litt auch die Wiedergabe von Smetanas „Die verkaufte Braut“. Wieder stand hier der Kezal Pflanzls im Mittelpunkt des Interesses, Barbara Reitzner war eine angenehm wirkende Marie, in den kleinen Partien alles in Ordnung, wenig am Platze Singer, dessen Domäne nicht im Lustspiel liegt und Baron, der für den Wenzel nicht mehr jung genug ist.

Im Konzertleben gab es ein Jubiläum. Der Plüddemannsche Frauenchor veranstaltete seine 50. Aufführung. Nach wie vor bildet der unter Paul Plüddemann stehende Chor eine ideal disziplinierte Gemeinschaft, deren Wirken dem Breslauer Musikleben Werte von eigenartigem Charakter gab.

Rudolf Bilke.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Zehn Jahre Oberschlesische Teilung

Der Monat Juni gibt Anlaß, sich daran zu erinnern, was dem schlesischen Wirtschaftsgebiet vor zehn Jahren geschah, und welche Folgen dieses welt-historische Ereignis gehabt hat. Am 15. Juni 1922 erfolgte die offizielle Übergabe der Stadt Kattowitz, der Zentrale des oberschlesischen Industriereviere, an den polnischen Staat. Damit

war die Teilung Oberschlesiens gemäß dem Beschluß der Botschafterkonferenz vom 20. Oktober 1921 endgültige Tatsache geworden. Von den Bodenschätzen und Produktionsstätten Oberschlesiens wurde durch die neue Grenzziehung der weitaus größte Teil von Deutschland abgeschnitten. Polen erhielt, nach den Ziffern von

1913 berechnet, 74 Prozent der oberschlesischen Steinkohlenförderung, 76 Prozent der Rohstahlproduktion, 78 Prozent der Walzwerksproduktion, ferner sämtliche 7 Eisenerzgruben, die 5 Zinkwalzwerke, 10 von den 15 Blei- und Zinkgruben. Es würde zu weit führen, hier die oberschlesische Wirtschaftsgeschichte der letzten zehn Jahre zu schreiben und darzulegen, wie sich Jahr für Jahr im deutsch gebliebenen und im polnisch gewordenen Teil die Verhältnisse in Produktion und Absatz entwickelt, die Investitionen gehäuft und (meist nicht) rentiert haben.

Nur kurz sei festgestellt, daß im Kohlenbergbau sich auf der ganzen Linie eine starke Verschiebung der Produktionsergebnisse zugunsten des deutschen Teils ergeben hat. Heute ist das ostoberschlesische Revier an der Gesamtförderung Oberschlesiens nur noch mit etwa 60 Prozent beteiligt; Deutsch-Oberschlesiens Anteil stieg von 26 Prozent vor dem Kriege auf 40 Prozent im ersten Quartal dieses Jahres. In Deutsch-Oberschlesien hat man sich bald nach der Teilung bemüht, unter Aufwendung sehr großer Mittel einen Ausgleich für die verlorene Kohlenproduktion zu schaffen. Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1925, als das in dem Genfer Abkommen für Oberschlesien festgelegte freie polnische Einfuhrkontingent von 500 000 t Kohle monatlich erlosch, erlebte das deutsch gebliebene Revier einen außerordentlichen Aufstieg. Er fand seinen Höhepunkt im Jahre 1929, in dem das Doppelte der Vorkriegsförderung erreicht wurde. Unter den Einwirkungen der Krise ist man allerdings von dieser Rekordziffer wieder recht schnell heruntergekommen. Immerhin liegt noch heute die deutsch-oberschlesische Förderung mit einem Monatsdurchschnitt von reichlich $1\frac{1}{4}$ Millionen Tonnen 33 Prozent über dem Friedensstand. Im polnisch gewordenen Teil gelang es nur in einem einzigen Jahr und zwar auch 1929, über den Friedensstand hinauszukommen, der 1931 dann wieder sich um rund 3,2 Millionen Tonnen ermäßigte. Im ersten Quartal 1932 ist dort die Förderung um weitere 20 Prozent zurückgegangen.

In der Eisenindustrie haben beide Teile Oberschlesiens in den letzten beiden Jahren nicht unerhebliche Einbußen erlitten. Die Roheisenproduktion war in Deutsch-Oberschlesien um die Jahreswende fast ganz zum Erliegen gekommen. Erst jetzt ist wieder ein Hochofen angeblasen worden. Polnisch-Oberschlesien hat 1931 immerhin noch rund 26 000 t (gegen 613 000 im Jahre 1913 und 408 000 im Jahre 1923) herstellen können. In der Rohstahlproduktion konnte Deutsch-Oberschlesien 1927 einen Höchststand mit rund 573 000 t erreichen gegen 355 000 t vor dem Kriege. Seit 1929 vor allem aber sank die Produktion unter den Friedensstand. Sie belief sich 1931 auf nur noch 308 000 t und fiel im ersten Quartal 1932 auf rund 47 000 t. In Polnisch-Oberschlesien konnte sich die Rohstahlproduktion bis zum vorigen Jahre verhältnismäßig besser behaupten, wenn sie auch immer stark unter dem Friedensstand blieb. Sie betrug noch 1930: 903 000 t, 1931: 767 000 t, ging allerdings dann Anfang dieses Jahres auf nicht weniger als ein Viertel im Monatsdurchschnitt zurück. Fertigerzeugnisse der Walzwerke hat Deutsch-Oberschlesien noch im letzten Jahr etwa in der gleichen Menge liefern

können wie 1913. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Jahre 1926 bis 1929 hier einen erheblich größeren Absatz brachten, der sich bis auf eine 70prozentige Steigerung über den Stand von 1913 erhob. Wieder muß auch in dieser Sparte im polnisch gewordenen Teil ein stärkerer Rückgang gegenüber der Zeit vor der Teilung festgestellt werden. Immerhin erwies sich auch hier schon die Produktionshöhe seit 1927 stetiger als im deutschen Gebiet und erst die Jahreswende brachte einen Rückschlag, der allerdings unerhört stark war.

Zur Zeit sind zweifellos die Einbußen, die das polnisch gewordene Gebiet in allen Zweigen industrieller Produktion erlebt, noch bedeutend stärker als in dem deutsch gebliebenen. Man macht sich selbst in Gleiwitz und Beuthen kaum noch die richtige Vorstellung von dem Ausmaß der Katastrophe, die um die Jahreswende Polnisch-Oberschlesien betroffen hat. Die Ursache der Verschiedenartigkeit der Entwicklung der letzten Zeit in den beiden Gebietsteilen liegt darin begründet, daß West-Oberschlesien für Kohle einen einigermaßen konstanten Absatz in Deutschland hat, für Eisen einen zwar erheblich abgebröckelten, aber vorläufig kaum noch zu unterschreitenden, ebenfalls im Inland. Polnisch-Oberschlesien aber ist in unvergleichlich größerem Maße den Schwankungen und immer mehr gehäuften Schwierigkeiten der Weltmärkte ausgesetzt. Polen selbst konnte auch in einigermaßen guten Jahren keineswegs die oberschlesische Produktion allein abnehmen und ist heute, nachdem es von der Weltagrarkrise ganz besonders schwer heimgesucht wurde und man auch vorläufig darauf verzichten mußte, weiterhin eine eigene Verarbeitungsindustrie auszubauen, noch bedeutend weniger aufnahmefähig. Der erreichte Höchstverbrauch an Eisen betrug in Polen pro Kopf der Bevölkerung eben nur 33 kg gegen 165 in Deutschland. Der Kohlenverbrauch belief sich pro Kopf im Jahre 1930 auf 0,78 t gegen 2,15 t in Deutschland, und er ging im letzten Jahr sogar auf ein Drittel des deutschen Verbrauchs zurück.

Die Ausfuhr aller Erzeugnisse der polnisch-oberschlesischen Eisenindustrie hat im Jahre 1930 mit 348 000 t den Höhepunkt erreicht. Sie konnte auch noch im vorigen Jahr fast auf dem gleichen Stand gehalten werden, ist aber dann rapide gesunken. Vor allem, seitdem im November vorigen Jahres die Lieferungen nach Rußland infolge der Unmöglichkeit, sie weiterhin langfristig zu finanzieren, aufhören mußten. Da gleichzeitig der Inlandsmarkt in den ersten Monaten dieses Jahres beinahe nur ein Drittel der Vorjahrsmenge aufgenommen hat, sank die Beschäftigung in der ostoberschlesischen Schwereisenindustrie auf ein Minimum. Die Arbeiterzahl ging auf die Hälfte, d. h. rund 15 000 zurück. Von diesen Arbeitern ist augenblicklich höchstens ein Drittel voll beschäftigt, ein weiteres Drittel durchschnittlich drei Tage in der Woche; der Rest kann nur alle vierzehn Tage etwa eine Schicht verfahren. In den weiterverarbeitenden Eisenbetrieben ist der Rückgang noch bedeutend schärfer. — In Deutsch-Oberschlesien arbeiten in der Schwereisenindustrie heute noch nicht 7000 Mann gegen 11 300 Mitte 1930 und 23 000 im Jahre 1923. Auch von diesen sind sehr viele Kurzarbeiter.

Der polnisch-oberschlesische Bergbau hat ebenfalls, nachdem er sich längere Zeit in der Förderung ziemlich stabil halten konnte, Ende vorigen Jahres erhebliche Einbußen erlitten. Auch vor allem wegen des Ausfuhrückganges, der 30 Prozent beträgt. Am stärksten rückläufig war der Export gerade nach den unbestrittenen Konventionsmärkten, also vor allem nach den Donauländern, der Tschechoslowakei und dem Balkan, wo immer noch — im Gegensatz zu dem skandinavischen Markt — recht ausreichende Preise erzielt werden.

Es wäre sicherlich müßig, wollte man eine Antwort auf die Frage geben, ob die neue Grenzziehung im ober-schlesischen Industrievier sich für die beiden Teile so ungünstig auswirkte, weil die letzten Jahre über die ganze Welt die große Krise gebracht haben oder ob die Zerschneidung des doch als Einheit organisch gewachsenen Gebiets den Niedergang auf jeden Fall hätte bringen müssen. Die Beantwortung dieser Frage erfolgt selbstverständlich auf beiden Seiten der Grenze ganz verschieden. Wesentlicher, weil von grundsätzlicher Bedeutung für die Betrachtung europäischer Wirtschaftszustände nach dem Kriege, ist die Tatsache, daß man nach der Grenzziehung in Oberschlesien auf beiden Seiten mit sehr großen Mitteln versucht hat, die jeweils dem abgeteilten Gebiet fehlenden Betriebe zu ergänzen

und nach Möglichkeit die bestehenden auch immer weiter auszubauen. Die politischen Spannungen zwischen Deutschland und Polen haben diese Entwicklung noch gefördert. Man konnte sich — in den ersten zehn Jahren der neuen Grenzziehung jedenfalls — nicht zu einer zumindest rein rechnerisch sicherlich günstigeren Zusammenarbeit entschließen. So sind viele Dutzende von Millionen in der Eisenindustrie, im Bergbau und in den Kokereianlagen auf beiden Seiten investiert worden, die sich — nach diesen zehn Jahren zu schließen — in absehbarer Zeit wohl niemals wirklich rentieren werden.

Der wirtschaftliche Nationalismus hat gerade an der neuen ober-schlesischen Grenze ganz besondere Blüten getrieben. Die Entwicklung dahin ging zum Teil zwangsläufig. Aber der objektive Beobachter wird, wenn er die riesigen Aufwendungen mit dem erzielten wirtschaftlichen Nutzen vergleicht, wenn er feststellt, daß fast in allen Sparten industrieller Betätigung die künstlich erhöhte Kapazität auch in den Zeiten guter Konjunktur nur zu Bruchteilen ausgenutzt werden konnte, Oberschlesien als ein Schulbeispiel des heute über die ganze Welt gehenden Fiebers mißverstandenen und mißbrauchten politischen und wirtschaftlichen Prestiges darstellen müssen. Darge.

Bücher

AUGUST SCHOLTIS: OSTWIND. Roman der ober-schlesischen Katastrophe. S. Fischer, Verlag. Berlin. 1932.

Das alte Motiv vom Eulenspiegel geht durch die Jahrhunderte der deutschen Literatur. Immer wieder reizt es den Dichter, den von der Last des bürgerlichen Lebens freien Menschen zu gestalten, der in der Maske des Narren lachend, schmerzlich, bizarr oder derb seinen Mitbürgern die Meinung sagt. Auffällig erscheint es, daß die Eulenspiegelromane des 20. Jahrhunderts mit Vorliebe den Gedanken stammesmäßiger Eigenart betonen: Klabunds „Bracke“ ist erwachsen aus der alten märkischen Volksüberlieferung vom Hans Clauert, Peuckerts „Luntroß“ ist ein schlesischer Eulenspiegel, und nun schenkt uns Scholtis, den Lesern der Schlesischen Monatshefte aus seiner Preis-Erzählung „Nachruf“ des Novellenwettbewerbes 1927 bekannt, den Roman vom Kaschpar Theophil Kaczmarek, den das Dorf „Tyll“ nennt. Schon die Namengebung deutet an, welche Absichten den Dichter Scholtis leiten: Er schreibt ein Buch von Tyll, einem Eulenspiegel, der Kaczmarek heißt, also in Oberschlesien und nur in Oberschlesien beheimatet sein will. Und wer weiß, welchen tiefen Sinn das Wort von der schlesischen Stammeseigentümlichkeit hat, der wird mit Erstaunen bemerken, wie tiefe Sätze Scholtis findet, wo er Zusammengehörigkeit und Verschiedenheit der beiden schlesischen Provinzen andeuten will.

Das Buch Ostwind ist so vielgestaltig, daß man sich ihm auf verschiedenen Wegen nähern muß. Zunächst einmal ist das Buch ein politischer Schlüsselroman, eine Darstellung der „ober-schlesischen Katastrophe“. Kräftig, stolz, dick-schädlich und niemandem verpflichtet sagt Scholtis seine Meinung, und es wird keine Partei geben

können, die Scholtis für sich in Anspruch nehmen oder als Bannerträger des Gegners bezeichnen kann, denn der Dichter, Hultschiner Bauernsohn, der seine ganze Jugend in der Heimat verbracht hat, nimmt kein Blatt vor den Mund und äußert sein Mißfallen an den Regierungsmethoden des deutschen Kaiserreiches und der schlesischen Großgrundbesitzer und Großindustriellen ebenso unverhohlen wie seine Abneigung gegen die Maßnahmen, mit denen die Republie Oberschlesien für Deutschland zu retten suchte. Auch der böswilligste Leser wird in dem Roman von Scholtis nur eine Tendenz entdecken können: eine tiefe und echte Liebe zur Heimat und zum ober-schlesischen Volksstamme. Im Politischen selbst macht Scholtis sich die Entscheidung ein wenig zu leicht: Der Bauer will Land, der deutsche Großgrundbesitzer verweigert es, die Republik denkt nicht an Sozialisierung, also hat Korfanty (im Buche Woicech) leichtes Spiel, wenn er auf den Dörfern Land und die in den Jahren des Plebiszit sprichwörtlich gewordene Kuh verspricht.

Der politische Schlüsselroman, durch den als tragisch große Erscheinung die Gestalt des Fürsten Lichnowsky geistert, ist eingebettet in eine Schilderung des ober-schlesischen Volkes mit allen seinen guten und schlechten Eigenschaften. Es sind nicht immer Töne des großstädtischen Salons, die Scholtis anschlägt, aber im Hofe des Bauern steht nun einmal die Jauchegrube, und es ist nicht die Freude am realistischen Detail, sondern gesunde Kraft und selbstverständliche Derbheit, die den urwüchsigen Bauernsohn veranlaßt, seine Heimat ohne Zimperlichkeit zu gestalten. Arnolt Bronnens Roman „OS.“ zeichnete sich durch eine andere Derbheit aus, durch unnütze Darstellung unsauberer und unerfreulicher

Vorgänge: Bei Scholtis weiß man, daß das unflätige Wort nur dort gebraucht ist, wo es am Platz scheint. Es waren seit Ulrich von Hutten nicht die schlechtesten Deutschen, die, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, ihre Heimatliebe bekundeten, indem sie fern von jeder parteiischen Bindung Schwächen geißelten, und derb die Wahrheit sagten.

Der Politiker Scholtis mag irren, der Patriot Scholtis darf nicht angetastet werden, der Dichter Scholtis erzwingt unsere Hochachtung. In lockeren, flüchtigen und doch gebändigten Bildern erstet — das Wort muß verwandt werden, so viel Mißbrauch mit ihm getrieben worden ist — der Mythos des oberschlesischen Menschen. Eulenspiegel Kaczmarek, der als ein weiser Narr, der die Sprache der Tiere versteht und das Treiben der Menschen verlacht, durch die Heimat wandert und die Veränderungen sieht, die in Oberschlesien vor sich gehen, das Unglück und Leiden der zerrissenen Provinz, ist eine dichterisch gesehene Gestalt, und ihr Schöpfer ist liebenswert, weil er ohne Konzessionen tapfer und klar gestaltet, was ihn beschwert.

Werner Milch.

Dr. ALFONS NOWACK: FÜHRER DURCH DAS ERZBISCHÖFICHE DIÖZESANMUSEUM IN BRESLAU. Breslau 1932 bei O. Borgmeyer. 75 Seiten, 35 Tafeln.

Im Jahre 1898 gründete der Vorgänger des jetzigen Breslauer Kirchenfürsten, Kardinal Kopp, das Diözesanmuseum in Breslau. Der von dem hochverdienten Gründer erlassene Aufruf an die Geistlichen seiner Diözese, durch Überweisung von Kunstschatzen aus kirchlichem Besitz sein Vorhaben zu unterstützen, trug reichlich Frucht. So birgt das Diözesanmuseum, allerdings unter der selbstverständlichen Beschränkung auf kirchliche Kunst, wichtigste Werke schlesischen Schaffens vom Mittelalter bis zur Neuzeit aus den Gebieten der Malerei, der Plastik und des weitverzweigten Kunstgewerbes. Als bedauerliche Lücke mußte daher besonders der Laie das

Fehlen eines Führers durch diese Sammlung empfinden, und erst der jetzt vom Direktor des Museums verfaßte Katalog füllt diese Lücke aus. Der Führer enthält eine Beschreibung der einzelnen Werke und ihre Eingruppierung in das Schaffen der Zeit. Hierbei fußt der Verfasser auf den bisher vorliegenden Forschungsergebnissen, die freilich für einzelne Stücke noch zu revidieren, bzw. zu erweitern sein werden. Bei manchen Werken dürfte auch die jetzt hier und da noch fehlende Angabe der Provenienz interessieren. Vielleicht läßt sich diese Revision bei einer Neuauflage, evtl. bei einer Neuauftellung des Museumsbesitzes unter dem Gesichtspunkt der systematischen und zeitlichen Trennung der einzelnen Sammlungsgebiete ermöglichen. Wobei Voraussetzung wäre, daß die jetzt noch entgegenstehenden räumlichen Beschränkungen, unter denen ja alle Breslauer Museen schwer leiden, behoben sind. Beigegeben ist dem Führer ein gut gelungener Abbildungsteil, für den neben der Staatlichen Bildstelle Berlin der Breslauer Hanns Semm verantwortlich zeichnet. Es steht zu hoffen, daß der Führer dem Museum neue Freunde werben wird.

Dr. E. M.

MAX SCHULZ: VIER KÖLSCHE LEEDCHER.

Singstimme mit Klavier oder Gitarrenbegleitung. Selbstverlag. Zu beziehen durch N. Seché, Köln, Gr. Sandkaul 28—32.

Nach harmlos heiteren oder auch witzigen Gedichten in der reizvollen Kölner Mundart von Ohm Will hat der aus Schlesien stammende, heute in Köln als Oberregierungsrat lebende Max Schulz, der schon früher mit Lautenliedern hervorgetreten ist, die vorliegenden vier Liedchen komponiert, die im Westdeutschen Rundfunk bereits aufgeführt worden sind. Sie sind musikalisch geschickt und amüsant gemacht, melodios, sanglich und mit einer ausgezeichneten Gitarrenbegleitung versehen. Der beigegebene Klaviersatz, zwar stellenweise zu dickflüssig, ermöglicht den Vortrag der Lieder auch dann, wenn eine Gitarre nicht zur Hand ist.

D. W.

Der dritte Fragebogen zum Atlas der deutschen Volkskunde

Die volkskundliche Abteilung des Deutschen Instituts der Universität will seit ihrer Errichtung im Jahre 1928 die wissenschaftliche Sammel- und Bearbeitungsstelle der volkskundlichen Güter unserer schlesischen Heimat sein. Ihr liegt neben der Forschung auch die wissenschaftliche volkskundliche Ausbildung der Studierenden ob.

Als Leiter dieser Abteilung hielt ich es für meine Pflicht, auch die Organisation des Deutschen Volkskunde-Atlas für Niederschlesien zu übernehmen. Über das Ziel dieses, das gesamte deutsche Volks- und Kulturgebiet des Deutschen umfassenden Unternehmens habe ich im Septemberheft 1929 dieser Zeitschrift ausführlich berichtet. Inzwischen sind zwei Fragebogen zum deutschen Volkskunde-Atlas beantwortet worden. Schlesien hat auch hier in der getreuen Mitarbeit, vor allem der Lehrerschaft, gezeigt, daß es sein heimatliches Volksgut zu schätzen weiß. Nun liegt der dritte Fragebogen zur Aussendung und Beantwortung vor. Hierfür benötigt die Landesstelle noch eine Anzahl von Mitarbeitern und wirbt hierum auch mit diesen Zeilen. Die Fragen des dritten Bogens sind verhältnismäßig leicht

zu beantworten. Es wird nach Taufgebräuchen und nach dem ersten Schulgang gefragt, nach Bräuchen, die bei den Jahresfesten, vor allem Ostern und Weihnachten, üblich sind, nach Verlobungs- und Hochzeitssitten u. a. m.

Schlesische Landsleute, die gewillt sind, die Beantwortung eines solchen Fragebogens zu übernehmen, möchten sich an die volkskundliche Abteilung des Deutschen Instituts der Universität Breslau, Martinistr. 7, wenden. Sie helfen damit, in dem gesamtdeutschen Werke den Anteil schlesischen Volkstums zur Geltung zu bringen. Jedem Fragebogen liegt ein Bericht über die bisherige Arbeit bei; auch können auf Wunsch jedem neuen Mitarbeiter ein Sonderdruck „Der deutsche Volkskunde-Atlas“ aus den Schlesischen Monatsheften und ein Büchlein „Volkskunde“, das von der Zentralstelle Berlin herausgegeben wurde und zu dem Max Slevogt den Buchschmuck entworfen hat, übersandt werden.

Prof. Dr. W. Steller,

Leiter der volkskundlichen Abteilung und
Leiter der Landesstelle Niederschlesien
des Deutschen Volkskunde-Atlas.

Glatzer Schlesiſches Sömmelreich

Aale Leute

In dem hübschen Buche von Bruno Neugebauer:
Glatzer Bergheimat, Verlag der Glatzer Bücher-
stube 1931 finden wir das nachstehende humor-
volle Gedicht:

Dos waiß a jedes: ei der Groofschoft Glootz.
Goar veele aale Leute hoots.
Die guude Luft doo eim Gebärje,
Die Kost: Broot, Korn, gemaute Quärje
On garschta Kleesla, Milch, Aadäppel,
Veel Körperarbt on wing me'm Steppel;
Kenn Kommer, olles gutt eim Loot,
Do kemmt a nie, der Vetter Tood.

Doo hotts ei Brassel en Professor
Veel wußta gutt on mähr nooch besser;
Daar wußt's, ei Felsboch, ei der Groofschoft Glootz
A Naije aale Leutlan hoots.
Daar wull 's 'm nu dorchaus dergrinda,
's Warum, Weswäjen wull a finda,
Wie's asoo käm, wesholb on's macht sich,
Doß veele aalt wuurn ieber ochtzich.
A fuhr desholb of Felsboch hee,
Koahrt ei beim Wärt zom Beutasee.
Der Wärt: „'s ees scheenes Waater heute.“
„Jaja — — — es gibt hier viele alte Leute?
Ach, können Sie mir einen sagen,
Ich möcht ihn dies und jenes fragen?“
Der Wärt, dar maint: „Datt iebem Wosser,
Doo laabt der Ausgedinger Großer,
Daar hoot schier ochtzich of'm Recke,
A wohnt glei rechts naaber der Brecke.“
Schnell toat a's Jengla neeberjoin
On ließ'm aala Großer sojn,
Es käm glei aus der Stoadt a Moan.
Da aala Na(r)nsoak glei verstoan,
On wie a a Professor sitt,
Doß a zu'm nei eis Stieblaa tritt,
Doo flärt der Großer, wos aa koan.
„Was weinen Sie denn, alter Mann?“
„Mei Voater hoot mich, uch! gehaan.“
„Ihr Vater? Lebt er noch, der Mann?“
„Grooßvoatern sull ech's Assa troin,
On doo hoa ech a Toop zerschloin.
Uch je, uch je,
Die Keile tutt halt weh.“

„Ihr Großvater? Lebt der denn noch?
Kaum möglich! Nun, so sagt mir doch,
Wie alt ist der?“

„Och, lieber Härr,
Dos dille waiß ech nie genaa;
Doo freeja S' och die weise Fraa,
Die'n hoot gebroocht!
Sie wohnt eim Niederdarfe donda,
Sie gehn datt nem, nu rechts dernoocht,
Goar lechte ees dos Weib gefonda.“

Der Stoadthärr schnell dervoo sich macht.
Der Großer hoot sich schief gelacht.

Ausrede

Professor Biermer, der einstige, auch durch seine
Zerstreutheit berühmte Breslauer Arzt, wird zu
einer ihm längst lästig gewordenen hypochon-
drischen Dame nach auswärts berufen. Er tele-
graphiert: „Leider verhindert. Ausrede folgt
brieflich.“

Dr. h. c.

Der berühmte Berliner Kliniker Professor Frerichs,
der auch in Breslau gewirkt hat, wurde zum Doktor
honoris causa der Berliner Universität ernannt.
Zu dieser Zeit erschreckte er einen Patienten durch
eine ungewöhnlich hohe Liquidation. „Ich bitte
Sie dringend, Herr Ehrendoktor“, schrieb dieser
an Frerichs, „Ihre Forderung zu ermäßigen.“
Frerichs erwiderte: „Unterlassen Sie doch bitte,
diese geschraubte Anrede; im Verkehr mit einem
so reichen Patienten wie Sie bin ich kein Doktor
honoris causa, sondern honoraris causa.“

Er weiß es

In seinen „Erinnerungen eines alten Psychi-
aters“ erzählt Geheimrat Robert Wollenberg
auch von den Eindrücken, die er in Breslau, seiner
letzten Wirkungsstätte, empfing. „Meine klinische
Vorlesung, die im Sommer schon um 7 Uhr früh
stattfand, begann ich in begreiflicher innerer Be-
wegung an einem herrlichen Junimorgen vor einer
Hörerschaft, die wie bei jeder Antrittsvorlesung
eines neuen Lehrers und Prüfers besonders zahl-
reich war. Dabei sorgte der Kranke, welchen ich
zuerst vorstellte, ein munterer Schizophrener, für
einen erheiternden Auftakt, indem er auf meine
Frage, ob er mich kenne, antwortete: „Jawohl, Sie
sind doch der verstorbene Geheimrat X“, wobei er
den Namen meines zum Glück noch sehr lebenden
Vorgängers nannte.“

Soeben ist erschienen:

ALBERT SCHWEITZER GOETHE

Gedenkrede zu Goethes 100. Todestag

51 Seiten 8°. Kartoniert RM. 2.—

Albert Schweitzer bietet seine Goethe-Gedächtnisrede, die er in Frankfurt gehalten und die abends im Rundfunk über ganz Deutschland verbreitet wurde, jetzt den zahlreichen Freunden und Lesern seiner Schriften auch im Druck dar. Wie er das Goethewort von der „Forderung des Tages“ erfüllt, dafür ist sein weites tätiges Wirken ein unüberbietbares Zeugnis. Daher ist die Rede dieses im Geiste Goethes wirkenden Mannes zugleich eines der würdigsten Dokumente zur Erinnerung an den säkularen Tag.

Verlag C. H. Beck München

Preußen muß wieder preußisch werden!

Die alte Tradition pflegt —
seit 70 Jahren! — die Monatsschrift

Preußische Jahrbücher

Politisch, wirtschaftlich, geistig führende Männer Deutschlands sorgen für belangvolle, aktuelle Beiträge aus Geschichte, Politik, Kunst u. Literatur.

Einzelheft RM 2,—
Vierteljährlich RM 6,—

Probehefte
stehen kostenfrei zur Verfügung.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Eine wertvolle Neuerscheinung!

Die Kultur der Gegenwart

und

das deutsche Bildungsideal

Von Prof. Dr. Otto Tumlirz - Graz

IV, 266 Seiten

Leinenband RM. 8.60

Für Tumlirz ist die Frage, ob es in den Zeiten der Kulturkrise noch klare, lebensweckende Bildungsziele für die deutsche Jugend geben kann, ein Problem von schicksalsschwerer Bedeutung, dessen Lösung Sinn oder Sinnlosigkeit der deutschen und abendländischen Erziehung bedingt. Mit unerbittlicher Schärfe durchleuchtet er alle Gebiete der Gegenwartskultur, nimmt er gegen den Expressionismus im künstlerischen, wissenschaftlichen und pädagogischen Leben Stellung und spürt allen Ansätzen nach, die eine Wiedergeburt der deutschen und abendländischen Kultur verheißen.

Eine hohe Kultur fordert ein Geschlecht, das körperlich und geistig stark genug ist, um ihre Last zu tragen, das aber auch den Willen hat, die Kultur zu bejahen. Die Frage, ob diese Kräfte auch im deutschen Volke vorhanden sind, beantwortet der zweite Teil, der sich mit dem Wesen des deutschen Menschen beschäftigt und Vorzüge und Fehler des deutschen Volkscharakters klar herausarbeitet.

Die kulturellen und volkscharakterologischen Untersuchungen geben die notwendige Grundlage für die bildungstheoretischen Betrachtungen, die in großen Zügen die Probleme der körperlichen und geschlechtlichen, der Persönlichkeits- und Volksgemeinschaftserziehung, der staatsbürgerlichen, nationalen und religiösen Erziehung behandelt. In der Erweiterung des nationalen zum abendländischen Bildungsideal klingt das Werk aus.

Das Buch ist berufen, Theorie und Praxis der neuen deutschen Erziehung nachhaltigst zu beeinflussen.

Julius Klinkhardt,
Verlagsbuchhandlung in Leipzig

**Schauspiele
Opern
Filme**

**Vorträge
Bilder
Bücher
Konzerte
Reisen**

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße
Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 17—19 Uhr

Vizeadmiral a. D. von Trotha

Volkstum und Staatsführung

Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1915-1920
In Ballonleinen gebunden RM 4,—

Vizeadmiral von Trotha, der Chef des Stabes der Hochseeflotte in der Skagerrakschlacht, zeichnet in diesen Briefen und Aufzeichnungen aus Deutschlands Schicksalstagen den weltweiten Gedankenkreis, aus dem heraus die deutsche Flotte verstanden sein will. Sie schildern die Entfremdung unserer Staatsführung von der Lebensrichtung unseres Volkstums, die uns im Krieg die Frage der politischen Führung nicht lösen ließ. Geschrieben in den Tagen des Kampfes in banger Sorge um die Zukunft des Reiches, leuchtet aus ihnen in dem Dunkel der Gegenwart der Glaube an die Zukunft des Deutschlands in der Welt.

Großdeutsche Verlagsanstalt G.m.b.H., Berlin SW 68

Hermann Lietz-Schule

(Stiftung Deutsche Landerziehungsheime). Heime: Schloß Bieberstein Spiekeroog, Haubinda, Schloß Etersburg, Schloß Buchenau, Schloß Gebesee, Staatl. anerkannte höhere Schule. Eigene staatliche Reifeprüfung, Grundschule und Sexta bis Oberprima. In den letzten 10 Jahr. über 200 Abiturienten. Gegründet von Hermann Lietz, dem Schöpfer der mod. Internatsschule, Urform aller späteren Landerziehungsheime. Individuelle allseitige Ausbildung und Erziehung. Ländl. Umwelt. Umfangreiche Werkstätten, ausgedehnte Sportplätze. Kleine Klassen. Latein wahlfrei mit Latinum abschließend. Anfragen an d. Oberleitung. Dr. A. Andresen, Schloß Bieberstein in der Rhön bei Fulda.

Den diesem Heft beiliegenden Prospekt
Ende der männlichen Weltordnung?
empfehlen wir besonderer Beachtung

Geheime Mächte in der Weltpolitik

von

Kanonikus Vinzenz Kreyenbühl

157 Seiten stark. Preis RM. 2,—

Weg mit der Maske!

Der Verfasser enthüllt in diesem Buche die ungeheuer verderbliche Macht der Geheimbünde und die Arbeit der hinter den Kulissen der Weltpolitik intrigierenden Freimaurer. Das spannende Buch liest sich wie ein Roman und enthüllt doch ernste Wahrheiten, die jeden Menschen interessieren müssen.

Wer die Ziele und das Treiben der Freimaurer nicht kennt, hat durch dieses Buch Gelegenheit, sich zu orientieren.

Bestellen Sie durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Verlag Otto Walter A.-G., Konstanz (Baden)



Einfluss

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesischen Kunstlebens betrachtet die Schlesische Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Wünsche

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesischen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Interesse

Kritiken in der Schlesischen Zeitung sind von jeher als besonders sachkundig u. tiefschürfend anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesische Zeitung

Verlag Wlth. Gottl. Korn

Breslau 1 — 191. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,50

Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,—

einschließl. der Wochenbeilage Schlesische Illustrierte Zeitung

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemokratische Tageszeitung des Ostens

ist das Blatt der Arbeiter, Angestellten und Beamten

Anzeigen
haben stets Erfolg

Sogroß →

wird Ihr Gewinn durch Insertion in der

Neuen Breslauer Zeitung

Herrenstraße 20

Tel. 23 147/48

Probenummern jederzeit gratis erhältlich

Leica-Besitzer!

Das Leica-Verfahren ist derartig umfangreich, daß Sie ohne eine entsprechende Anleitung nicht mehr auskommen.

Wir bieten sie Ihnen!

Das

Leica-Handbuch

von Fritz With

ist die beste und eingehendste Anleitung über das gesamte Leica-Verfahren einschließlich aller Neuerungen, auch des Modell II.

320 Seiten Umfang, auf feinstem Kunstdruckpapier, 8 Kunstblätter in Kupfertiefdruck, mit einem Original-Leica-Diapositiv in Schutzhülle, 1/1 Leinen gebd. Rm. 8,70, Ganzlederluxusband Rm. 12,—

Erwerben auch Sie dieses Buch, dann macht Ihnen das Photographieren mit der Leica doppelte Freude.

Erhältlich in allen Photohandlungen oder vom

Technisch-Pädagogischen Verlag,
Scharfes Druckereien K.-G., Wetzlar

Kennen Sie die

Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft

International Education Review

Revue internationale de pédagogie

In Zusammenarbeit mit den Instituten

Deutsches Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster, Deutsche Pädagogische Auslandstelle in Berlin, Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin, Bureau international d'éducation in Genf, Institute of International Education in New York, International Institute of Teachers College, auch in New York

herausgegeben von

Prof. Dr. Friedrich Schneider, Köln und Dr. Paul Monroe, Director of the Intern. Institute of Teachers College, New York

Die Zeitschrift behandelt alle großen Fragen der Auslandspädagogik, der internationalen Pädagogik und vergleichenden Erziehungswissenschaft und wird über die pädagogische Entwicklung der Welt auf dem laufenden halten, in die gegenseitige kulturelle Auseinandersetzung der verschiedenen Nationen eingreifen, über pädagogische literarische Erscheinungen informieren und theoretische Pädagogen der ganzen Welt einander näherbringen. Unter den Mitarbeitern finden Sie die bekanntesten und berühmtesten Namen der deutschen und ausländischen wissenschaftlichen Pädagogik. Die I. Z. E. erscheint in deutsch, französisch und englisch.

Die Zeitschrift erscheint in Lexikon-Oktav, durchschnittlich 10 durch dokumentarisches Bildmaterial ergänzte Bogen, in einem steifen Umschlag geheftet. Das Jahresabonnement beträgt RM 12.—. (4 Hefte jährlich.) Einzelhefte RM 4.—.

Mitarbeiter des soeben erschienenen Heftes Nr. 4:

Professor Dr. Schroeteler S. J., Düsseldorf. Bibliotheksrat Dr. Werner Rust, Berlin. Julien Fontegne, Paris. A. Abbott, London. Professor Dr. S. P. Tschauschow, Sofia. Professor Dr. Ernst Michel, Frankfurt a. M. Martin Keilhacker, Königsberg. David Snedden, New York. Professor Dr. Theod. Brauer, Honnef a. Rhein. Schulrat D. Eberhard, Hohen-Neuendorf.

Bestellen Sie Prospekte und Ansichtsexemplare bei Ihrem Buchhändler oder direkt bei

Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rhein

Ein Wegweiser zum billigen Eigenheim!

Soeben
erschien:

DAS KLEINHAUS

Seine Konstruktion und Einrichtung

Reine Baukosten etwa 4600 bis 15000 RM.

Bei Selbsthilfe und Tauscharbeit etwa 2000 bis 12000 RM.

Von **GUIDO HARBERS**, Stadtbaurat in München

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 87 Seiten Quart mit 260 Abbildungen, Rissen, Schnitten und Konstruktionszeichnungen nebst zahlreichen Berechnungen und Tabellen.

Das gartenumhegte Kleinhaus steht für Abertausende Sehnsüchtige heute im Mittelpunkt des Interesses, und auch die öffentlichen Stellen wenden angesichts des Zusammenbruches der bisherigen Mietwohnungsbaupolitik und der langsam einsetzenden Stadtfucht dem Problem der vorstädtischen und ländlichen Eigenheimsiedlung die größte Aufmerksamkeit zu. In der vorliegenden neuen, ganz auf die gegenwärtige soziale und wirtschaftliche Lage zugeschnittenen Ausgabe des bei seinem ersten Erscheinen mit so großem Beifall aufgenommenen Buches wird das Thema des Kleinhauses als Dauerwohnung nicht nur für den Werkarbeiter und Siedler, sondern ebenso für den geistigen Arbeiter und den heute auf sparsamste Lebenshaltung angewiesenen Angehörigen des Mittelstandes, der trotz allem auf ein bestimmtes Niveau bürgerlicher Wohnkultur nicht verzichten will, von wirtschaftlich rechnerischen und bautechnischen Gesichtspunkten aufs gründlichste und ausführlichste behandelt.

Jedem, der sich und den Seinigen ein schlichtes Eigenheim aus eigenen Mitteln, mit genossenschaftlicher oder sonstiger finanzieller Hilfe sichern möchte, zeigt das Buch durch zuverlässige Angaben über das richtige gegenseitige Verhältnis von Hausgröße, Baukosten und Einkommen und durch Vorführung bewährter, sachlich und technisch vorbildlich durchgearbeiteter Haustypen, vom Kleinsthaus bis zum 6-Zimmer-Haus, wie er sein Ziel am zweckmäßigsten und vorteilhaftesten erreichen kann.

Urteile über die erste Auflage:

Kartonierte
RM. 5.50



„Wer bauen will, müßte sich dieses Buch zulegen; jeder findet darin etwas, das ihm zusagt.“
(Deutsche Heimstätte)

„Hier ist endlich ein Buch, das sich an den minderbemittelten Baulustigen wendet . . . ein vollständiges Buch vom Kleinhaus für den Architekten und mehr noch für den Baufreudigen selbst.“
(Die Baugilde)

„Das Buch ist wegen seiner Gründlichkeit und seiner vorbildlichen künstlerischen Haltung wärmstens zu empfehlen.“
(Deutsche Bauzeitung)

VERLAG GEORG D.W. CALLWEY MÜNCHEN